

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

Das schwarze Haus.

(Mit einer Abbildung).

Hinter der Raffinerie, unweit der Glashütte, zwischen Cligny und Saint-Duen, erhebt sich ein Haus inmitten eines Grundstücks, das früher ein Garten war; davon sind aber nur einige Bäume und über einander gefallene wilde Nebel übrig geblieben. Im Frühjahr trifft man darin ganze Büsche bunter Blumen, im Herbst Chrysanthemen, die das harte Erdreich durchdringen, um inmitten dieser chaotischen Trümmer zu blühen. Zu jeder Jahreszeit aber findet man da gewaltige grüne Nesseln, die an den zerfallenen Mauern emporwachsen.

Dieses finster und traurig drein schauende Haus hat seine Geschichte, gerade wie eine mittelalterliche Burg, deren Legende die auf immer entschlafenen Ritter bis auf den heutigen Tag überlebt hat.

Das schwarze Haus, wie man das Gebäude nennt, besteht aus dem Erdgeschos, zu dem 5 Treppen hinaufführen, und aus einem Stock, über dem der Speicher liegt, dessen offenstehende Lückern wie Kellerröcher drein schauen. An diesem Stock bewegen sich die zerklüfteten Fensterumhänge beim geringsten Windstoß hin und her, und machen, wenn sie an dem, was von den verrosteten Stäben bleibt, auf und ab rutschen, ein klirrendes Geräusch, das an den Schrei eines Menschen, an Schmerzensstöße erinnert. Die Leute, die zu nacht'ger Stunde den einsamen Weg gehen, beschleunigen den Schritt, schauern zusammen und bekreuzigen sich, damit der Himmel sie vor jeder bösen Begegnung bewahren möge.

Im Erdgeschos sind die Thüren und Fenster nicht in besserem Zustande: die erstere hält nur noch von einer Seite, die verwitterten Läden lassen mächtige Böcher sehen, welche ehemals Fenster waren, und selbst unter Tags, mitten im Sonnenlicht, bekommt man

Gänsehaut angesichts dieser schwarzen Öffnungen. Die Nachtvögel haben sich das schwarze Haus zu ihrem Aufenthalt erkoren; die verirrtten Hunde suchen darin Obdach, die herumstreifenden Katzen machen sich's da bequem und jammern herzerreißend. —

Ungefähr 68 Jahre sind es her, da war diese Ruine, die jetzt den meisten Schrecken einflößt, von einer Dame bewohnt; sie mochte 40 Jahre alt sein und hatte bei sich zwei Knaben, die sie Mutter nannten. Der eine davon zählte 10, der andere 12 Jahre.

Dazu kam eine alte Magd, die sowohl das Haus als den Garten besorgte; dieser war ganz mit Mauern umgeben, und nur durch das Gitterthor konnte man darin reiche Blumenbeete sehen.

Mutter und Kinder und Dienerin waren erst vor vier Jahren ins Land gekommen. Die Herrin des Hauses ging jeden Sonntag in die Kirche des alten Saint-Duen zur Messe, in Begleitung der beiden Knaben; sie lehrte jedesmal zurück, ohne mit einer Seele ein Wort gewechselt zu haben. Ihre Söhne gingen nicht in die Dorfschule, was sie vollständig isolirte.

Oft hörten die Spaziergänger, wenn sie dem Wege folgten, der die Seine entlang geht und auf das Gitterthor des Gartens hinführt, wie die Mutter sich von ihren Söhnen die Lektion hersagen ließ; sie selber besorgte also ihre Erziehung. Von Zeit zu Zeit hörte man auch Gesang mit Klavierbegleitung. Das war aber Alles, was man von den Bewohnern des „Blumenhauses“ wußte, das man so genannt hatte, wegen seines enormen Reichthums an Blumen, die in duftenden Büschen den ganzen Garten füllten.

Zweimal in der Woche ging Brigitte, die Magd, nach Cligny und kam mit allerhand Nahrungsbedarf zurück, so daß kein Lieferant an dem Hause ihrer Herrin anzuklopfen brauchte. Nur der Eigentümer, der ihr die

Wohnung vermietet hatte, mußte ihren Namen kennen, und, darüber von den Neugierigen ausgefragt, sagte er ganz ruhig: „Sie heißt Madame Edmée, sie zahlt mir aufs Jahr, immer voraus; ich habe also keinen Grund, mich deswegen zu beunruhigen. Das Geld hat keinen Namen, ist eben Geld! der Rest geht mich nichts an!“

Aber das befriedigte diejenigen nur halb, die gern etwas wissen wollten. Und so verfolgte man mit dem Blick eines Geheimpolizisten die braune Dame mit ihren nicht weniger braunen Söhnen, wenn sie bei der Kirche ein und ausgingen.

„Die hat Geld!“ bemerkten die Frauen, wenn sie ihre Toiletten und Edelsteine abschätzten.

„Ganz davon abgesehen, daß sie von Renten lebt!“ sagten andere, „denn einen Beruf hat sie ja nicht! Es ist eine reiche Frau, das steht fest. Aber was will sie hier machen?“

Zimmer kehrte dieselbe Frage: „Was will sie hier?“ auf den Lippen wieder, und da sie niemand zu beantworten wußte, steigerte sich umsomehr die Neugier.

„Es ist eine Millionärin!“ das Wort hallte in den Ohren eines jungen Mannes wider, der, wie man glaubte, in einer benachbarten Werkstatt arbeitete und weckte in ihm ein Echo, wie von Gold- und Silberstücken, was seinen Geist stets wach hielt.

„Ja, ja!“ sagte er eines Abends in der Schenke, wo er in Gesellschaft mehrerer nichtsnutzigen Burschen seinesgleichen zu viel getrunken hatte, „ja, ja, das ist gewiß, es gibt Leute, die zu viel haben für sich allein!“

„Na, na!“ knurrte ein Spießgesell, da stieh mal einer unsern „Roten“ an, der denkt über einen Streich nach!“

„Warum teilen sie auch nicht, wenn sie mehr haben als sie brauchen?“ erwiderte der Rote. „Man wäre nicht gezwungen, sich bei ihnen das Nöthige selber zu holen!“

„Sehr richtig!“ rief man um ihn her, „es sind selbstsüchtige Leute, Diebe, man muß sie zur Vernunft bringen!“

Nach diesem Wortwechsel gab es in gestörten Verstecken lange Berathungen zwischen den Gaunern, die sich einen Streich aus-

dachten, was in ihrer Sprache „ein gutes Geschäft“ hieß.

Der Rote betonte: „Vor allem gilt es, das Haus im Innern kennen zu lernen, da wir für den Augenblick nicht weiter gehen können. Wir müssen auch über die Gewohnheiten der Leute Bescheid wissen, die hinter diesen Mauern wohnen. Nachher werden wir schon sehen!“

„Richtig!“ hieß es einstimmig, „man muß um den Käfig herumgehen, um zu wissen, wie die Vögel darinnen hausen.“

„Von heute ab,“ befahl der Rote, der die Bande zu kommandiren schien, wird der „Krumme“, auf der Seite des Gartens, wohin aus die Fenster gehen, aufpassen, der „Gebederte“ wird sich auf der rechten Seite halten, ich auf der Linken; dort befindet sich die Küche, das Speisezimmer kann nicht weit sein. „Bohnenblüthe“ wird die Fassade bewachen, indem er auf dem Weg am Ufer des Wassers bleibt, während die „Eidechse“ und der „Eisensresser“ an den beiden Zugängen des Weges Posto fassen, damit uns niemand ohne unsere Erlaubniß in den Rücken fällt, wenigstens nicht ohne daß wir avertirt sind.“

Nach diesen Vorbereitungen begab sich die saubere Gesellschaft in einer Spelunke zu Tisch, wo sie die Nacht abwarteten, um jeder an seinen Posten zu gehen. Dann machte der Rote die Runde und fand Alles, wie er befohlen hatte.

Bald verdunkelte sich der Himmel tiefer und tiefer, und wie ein feiner Spitzenschleier stiegen Nebelwölkchen aus dem Flusse auf, die sich über die beiden Ufer verbreiteten und dort das hohe Gras und die niederhängenden Äste der Bäume verhüllten.

„Morgen gibt's schönes Wetter“ bemerkte der „Bohnenblüthe“ Genannte, indem er den Nebel betrachtete, der allmählich auf ihn zukam. „Wenn nur die Nacht nicht schlechter wird, dann geht's gut!“

Es mochte 10 Uhr sein. Niemand regte sich in dem bewachten Haus, als von der Seite, wo die Eidechse die Wache hatte, ein leiser Pfiff den Gefährten bedeutete, auf ihrer Hut zu sein: jemand, der nicht zu ihnen gehörte, war unterwegs.

Ein Geräusch von Schritten kam bis zu

den Ohren von Bohnenblüthe, und in eine Ecke von Hollunder und Weißdorn am Wegesrand niedergeduckt, suchte er mit den Augen den eilenden Schritts Daherkommenden. Vor Allem mußte man wissen, was man von dem Neuangekommenen zu fürchten hatte und durfte man sich von ihm nicht erblicken lassen. Vollständig im Blätterwerk verborgen, von dicken Ästen geschützt, hielt der Gauner stille und versuchte zu erspähen, nach welcher Seite der Spaziergänger gehen würde.

Der Ankömmling trug nicht die Kleidung der Arbeiter, die spät die Fabrik verlassen, sondern er war wie ein Herr gekleidet, und seine Stiefel knirschten kaum auf dem Sand. In der Hand hatte er einen leichten Stock, der indeß wohl eine Waffe enthalten konnte, und, während er vor sich schritt, sah er nach rechts und links und schien etwas zu suchen, worauf man ihn im Voraus aufmerksam gemacht hatte.

Bald befand er sich nur noch in kleiner Entfernung von Bohnenblüthe und plötzlich stand er vor dem Blumenhause still, als wäre er an's Ziel seiner Wanderung gekommen.

Ohne sich mehr zu beeilen, schritt er dem solid vergitterten Portal zu, suchte einen Augenblick nach der Klingel oder nach einem Thürklopfer und schlug, als er keins von beiden fand, mit dem Knopf seines Stockes gegen das Thor.

„Oho!“ murmelte Bohnenblüthe, „will uns der ins Gehege gehen? Das würde unserm Geschäft kaum zu gut kommen!“

Da der Ort, wo sich das Blumenhaus erhob, ganz vereinsamt lag, war es schon vorgekommen, daß Wanderer, die den Weg nicht mehr fanden, an die stets geschlossene Thüre klopfen, um zu erfragen, welcher Straße sie folgen sollten. Aber in diesen Fällen erschien Brigitte hinter dem Gitter, fragte, ohne zu öffnen, nach dem Begehre, und antwortete, sie kenne die Wege nicht, da sie nicht aus der Gegend sei, aber wenn man grade ausgehe, komme man nach Ellichy; das war der einzige Weg, den sie kannte.

Diesmal that sie ganz dasselbe. Aber der, an den sie sich wandte, fragte sie mit einer Stimme, die er nicht dämpfte, da er sich mit der Dienerin allein glaubte: „Erkennst Du mich

denn nicht, Brigitte? Willst du mich noch lang' vor dem Thore lassen?“

Die Alte stieß einen Schrei aus, der gar nicht freudig klang, sprang alsobald ins Haus zurück und rannte ins Speisezimmer, wo Madame Edmée mit Justin, dem ältesten Sohne und Marcel, dem Jüngern, den Abend zubrachte.

„Was gibt's denn?“ fragte die Hausherrin, „du bist ja ganz in Erregung! . . . Was ist denn geschehen?“

„Es ist . . . es . . .“ stammelte Brigitte, „es kommt ein Unglück über uns. Herr Martial hat unsern Aufenthalt entdeckt, er steht am Thor und begehrt Einlaß. Was soll ich machen?“

„Ihm öffnen!“ antwortete die braune Dame und erhob sich, während ihr Gesicht totenbleich wurde und ihre Hände leise zitterten, was sie nicht einmal zu verbergen suchte. „Führ' ihn in den Salon, ich will ihn dort erwarten. Wenn er kommt, eine Auseinandersetzung zu suchen, so will ich ihm Gelegenheit dazu geben. Es mußte doch einmal so kommen, jetzt oder später. Es ist besser, wenn es jetzt geschieht, es wird eher fertig sein.“

Und während die Magd den Schlüssel an sich nahm, um dem Besucher zu öffnen, dessen Ankunft die beiden Frauen in so große Aufregung versetzte, begab sich Madame Edmée in den Salon und suchte so ruhig als möglich drein zu schauen.

Der Mann, der nun eintrat, war kaum größer als die Dame, die ihn erwartete und schien auch nicht älter. Er war schwächlich gebaut und hatte ein elegantes, geschmeidiges Benehmen; das zeigte die Art und Weise, wie er auftrat und jede seiner Bewegungen.

„Endlich“ sagte er, „habe ich Sie gefunden. Nicht ohne Mühe, das muß ich gestehen, aber mein Ziel ist erreicht, ich bin zufrieden.“

„Warum haben Sie mich aufgesucht, und was wollen Sie denn von mir?“ fragte Madame Edmée.

„Warum ich Sie aufgesucht habe? das ist sehr einfach. Sie fehlten mir. Was ich will? das Sie mit mir zurückkehren, zu uns, in unsere Heimat, wo Ihre Abwesenheit Stoff zu übler Nachrede geben könnte, die mir gefährlich würde.“

„Niemals!“ erwiderte entschlossen, wenn auch mit leiser Stimme, Madame Edmée. „Ihre Person, Ihr Name gereicht mir zum Ekel, ich will weder das eine, noch das andere in meiner Einsamkeit.“

„Und warum nicht, wenn ich bitten darf?“ fragte Martial, den Kopf empor hebend, um derjenigen, die so herbe Worte sprach, ins Antlitz zu sehen.

„Zwingen Sie mich nicht, es zu sagen!“ erwiderte die Dame, „da Sie es gerade so gut wissen, wie ich.“

„Ich weiß gar nichts!“ warf der Fremde ein, „und gerade weil ich glaube, Edmée, daß Sie mich wegen Dingen anklagen, die nicht existiren, fordere ich, daß Sie sich äußern!“

„Ach, schweigen Sie, aus Mitleid mit mir, wenn es Ihnen die Selbstachtung nicht gebietet! Zwingen Sie mich nicht zum Sprechen!“ sagte sie.

„Im Gegentheil! Ich will Sie die Vorwürfe formuliren hören, die Sie mir machen! Ich will wissen, welches die Verbrechen sind, deren Sie mich anklagen. Man verurtheilt niemand, ohne ihn gehört zu haben, man geht nicht von ihm fort, ohne ihm dafür einen Grund anzugeben.“

„Unglücklicher!“ stammelte die Dame, deren Stimme in der Kehle vor Erregung zitterte. „Glauben Sie, daß es mir möglich wäre, an der Seite eines Diebes, eines Mörders, eines Verräters zu leben!“

„Sie sprechen da große Worte aus,“ sagte der Fremde nun, „und ich glaube nicht, daß Sie dieselben auf mich beziehen können, es sei denn, daß Sie den Verstand verloren hätten!“

„Kein Wort mehr! Sie wissen, daß ich Ihnen keinen Glauben schenken könnte! Haben Sie nicht dem Prinzen Giacomelli, Ihrem Wohlthäter, dessen Privatsekretär Sie waren, Papiere gestohlen, die Staatsgeheimnisse enthielten, und diese den Feinden unseres Vaterlandes für ein Vermögen verkauft? Und haben Sie nicht eingesehen, daß Sie verloren sind, als Ihnen der Prinz, der nur Sie vermuten konnte, ins Gesicht sagte, Sie seien ein Dieb, ein Landesverräter?“

Um Sie zu retten, um welch verbrecherischen Preis es auch sein mochte, beschloßen Sie, den

kalt zu machen, der Sie anklagte. Dazu haben Sie dann die Nacht abgewartet und mit den Schlüsseln, die Ihnen Zutritt zu den Gemächern des Prinzen verschafften, sind Sie in's Zimmer gelangt, worin er ruhte. . . Und . . . am Morgen drauf fand der Kammerdiener einen leblosen Körper an Stelle des Herrn, den er aus dem Schläfe wecken wollte!“

Während der Fremde diesen Anklagen zuhörte, waren seine Lippen bleicher geworden, und seine Augen sprühten drohende Blitze: „Sie wissen wohl“, sagte er, „daß der Herr einem Schlaganfall erlegen ist. Die herbeigerufenen Ärzte haben es regelrecht konstatiert. Was die Unterschlagung der Staatspapiere anbelangt, so ist das ein böser Traum, an den Sie wachend glauben.“

„Wenn Sie in dieser Weise zu mir zu sprechen wagen, so wissen Sie nicht Alles!“ setzte die Dame wieder ein. „Das tödtliche Gift, dessen Sie sich bedienten, um sich eines Mannes zu entledigen, den Sie mit Recht fürchteten, weil Sie alles zusammen, sein Vertrauen und das Land verriethen, dieses Gift hat nicht die plötzliche Wirkung gehabt, die Sie von ihm erhofften. Er besaß noch Kraft genug, um mich zu sich zu rufen, während Sie das Haus Ihres Verbrechens verließen, um sich in einem Spielhause zu zeigen, dessen Stammgast Sie waren, so daß man von Ihrer Anwesenheit dort Zeugniß ablegen konnte während der Nacht, in der die Unthat vollbracht wurde.“

Als Martial erfuhr, daß der Prinz gesprochen und Edmée seine Eröffnungen erhalten hatte, veränderte sich seine Gesichtsfarbe.

Die Dame fuhr fort: „Unter meiner Beihilfe konnte er einen getreuen Bericht von Ihren Unthaten niederschreiben. Diese Enthüllung in letzter Stunde hat er mir, nachdem er sie unterzeichnet hatte, anvertraut. Er nahm mir auch das Versprechen ab, den richtigen Augenblick zu erwarten, um seinen Tod zu rächen, der Ihr Werk ist. Darum habe ich es, als ich ihm die Augen geschlossen, seinen Dienern überlassen, das Ereigniß zu verüben!“

„Wo ist dieses Schriftstück?“ schrie Martial maßlos erregt, „ich will es sehen, ich muß es haben, ich will's! . . .“

„Sie werden es nie erhalten!“ erwiderte



Er preßte mit seinen nervigen Händen den schönen Hals der Frau.

Madame Edmée ruhig, aber bestimmt. „Es gehört meinen Söhnen, denen die Pflicht obliegt, den Mord, dessen Urheber Sie sind, zu rächen.“

Martial trat auf diejenige zu, die seine Frau gewesen war; ein böses Feuer leuchtete in seinen Augen, die Hände hatte er emporgerichtet, als hätte er sie packen und zerdrücken wollen. Aber sie zog sich zurück und sagte: „Kommen Sie mir nicht nahe, Ihre Berührungen sind tödlich, und ich will leben, um das Versprechen zu erfüllen, das ich Ihrem Opfer gemacht habe!“

Indeß, der Mann, der Herr und Meister, war außer sich. Er sah fürchterliche Gefahren vor sich. Die Anlagenschrift des Toten, dieses von ihm gefertigte und unterzeichnete Schriftstück, mußte er haben, selbst auf die Gefahr hin, neue Verbrechen zu begehen. Und, indem er auf Madame Edmée zutrat, dachte er bei sich: „Das Haus steht einsam, der Ort absolut isolirt. . . Was immer auch geschehen mag, niemand sieht's, niemand hört's. Ich gehe nicht aus diesem Hause, ohne das Papier zu haben, das mich verderben will. Wenn Sie es mir trotzdem verweigert, so kann ich ihr nicht helfen!“

„Ich will dieses Schriftstück,“ begann er mit ersticker Stimme, „her damit, oder es geht Ihnen schlecht, Madame!“

„Nein, Sie bekommen es nicht!“ erwiderte sie. „Seit vier Jahren lebe ich hier, wohin ich vor Ihnen geflohen bin; hier habe ich dafür Sorge getragen, daß das Werk gethan wird, wenn meine Söhne groß, stark und ernst genug sind, um darüber zu richten.“

„Sie haben es ihnen gesagt? . . .“ fragte Martial. — „Alles, was sie wissen müssen, um auf die That vorbereitet zu sein, die sie zu vollbringen haben.“ „Elendes Weib!“ schrie der braune Mann. „Sie sind ja ihre Mörderin! Wissen Sie nicht, daß es Geheimnisse gibt, die den Tod mit sich bringen?“

„Sie werden Männer sein,“ erwiderte die Frau, „und die Männer haben eine starke Seele, ein gewappnetes Herz. Ich bin nicht da, um das Werk fortsetzen zu können, Gott wird es vollenden.“

„Dann muß er's aber bald thun,“ knirschte Martial, „denn ich lasse ihm nicht lange Zeit

zum Nachdenken.“ Mit diesen Worten warf er sich auf Madame Edmée, ohne ihr Zeit zu lassen, sich zurückzuziehen oder zu entfliehen und preßte mit seinen nervigen Händen den schönen Hals der Frau, immer stärker und stärker, bis der geschmeidige, elegante Körper auf den Teppich zu seinen Füßen hin fiel. . .

„Sie hat's gewollt!“ sagte er, indem er sie finstern Blicks betrachtete, wie sie so da lag, ohne Bewegung, ohne Athemhauch, ohne Leben. „Das Verbrechen mag ganz auf sie zurückfallen!“ . . .

Während dies im Blumenhause sich ereignete hatte Bohnenblüthe, der sah, wie sich die Thüre öffnete, um den nächtlichen Reisenden einzulassen, geglaubt, seine Gefährten von der Entdeckung informiren zu müssen: ein Mann mit zwei Kindern und zwei Frauen, das versprach ernst zu werden! Der Gauner schlich sich also zur Seite hin, wo der Rothe Wache hielt und, nachdem er diesen im Schatten der Bäume, wo er sich versteckt hielt, entdeckt hatte, sagte er zu ihm erregt: „Es gibt was Neues!“

„Was ist's?“ fragte der Anführer der Bande. „Ein Herr — es ist gewiß einer von den obern Zehntausend, ich habe das gleich an seiner Hülle erkannt — beehrte Einlaß, man öffnete ihm, er trat ein und jetzt sitzt er im Bau.“

„Oho!“ sprach der Rothe verblüfft, „das wundert mich aber! Thut aber nichts, ich will die Brut überwachen, geh du nur und avertire geschickt die Gefellen von dem Geschehenen! Dann begibst du dich wieder auf deinen Platz zurück! Wenn es aber nur ein Besuch wäre, wenn der Mann wieder herauskäme! Das müßte man wissen. Vielleicht ist er bereits durch die Latten, während du hier warst!“

„Ich habe schon meine Vorkehrungen getroffen, ich habe Rinnen in den Sand vor der Thüre gemacht und Blätter darauf gelegt, die beim Vorbeigehen vom Plaze gerückt würden. Wenn noch alles an seiner Stelle ist, wird er wohl nicht durch die Luft geflogen sein. Wenn aber nicht, dann braucht man sich nicht weiter um ihn zu kümmern, er ist ausgekniffen.“

„Du bist ein Schlaumaier,“ sagte der Rothe, „es geht also gut! Aber geh' doch schleunigst auf deinen Posten zurück! Ich vertraue mehr

auf deine Augen als auf deine andern Manipulationen!"

Nachdem er sich derjenigen entledigt hatte, die er für seine furchtbarste Feindin hielt, war Martial nur darauf bedacht, sich in den Besitz des schrecklichen Schriftstücks zu setzen, dessen Existenz sie ihm angezeigt hatte, um zu beweisen, daß sie ihn mit Grund Dieb, Mörder und Verräter nannte. Er hatte zu gut angefangen, als daß er auf halbem Wege stehen geblieben wäre. Er wußte, daß es noch andere Wesen zu vernichten galt, um alle Gefahren von seinem Haupte abzuwenden. Das Verbrechen, das er eben begangen, verlangte unbedingt ein Weiteres. Er war allein mit Edmée im Salon gewesen, also konnte nur er des Mordes angeklagt werden, und die Kinder würden, wenn sie nach ihrer Mutter fragten, wohl den Mörder anzeigen müssen. Brigitte, die an ihrer Brust die Ermordete genährt hatte, würde erzählen, daß sie Martial zu ihrer Herrin geführt hatte, und was darauf folgte: es galt also diese am Reden zu hindern.

Die alte Dienerin war in Angst, es möchte aus der Unterhaltung Edmée's mit ihrem Gemahl Übles entstehen für diejenige, die sie wie ihre eigene Tochter liebte; sie wartete unten an der Stiege und horchte, damit sie bereit wäre ihr beim leisesten Hilferuf beizustehen. Aber wir wissen, daß die Unglückliche weder einen Schrei ausstoßen noch ein einziges Wort sprechen konnte von dem Augenblicke an, wo der furchtbare Gast seine Finger um ihren Hals geschlossen hatte.

Martial öffnete also eine Thüre, die in das anstoßende Zimmer Edmée's führte. Das Geräusch berührte Brigitte's Ohren, sie sprang sofort die Stiege hinauf und fragte ihren Gemahl, sich vor ihn hinstellend: „Braucht Madame vielleicht etwas?“

„Ja,“ erwiderte Martial und versuchte, seiner Stimme einen gefesteten Ton zu geben, um die Alte nicht zu erschrecken. „Sie erwartet Sie im Salon“.

Er ließ die Magd an sich vorbeigehen; aber sie hatte die Thüre, die Zutritt zu einem schrecklichen Anblick gab, noch nicht geöffnet, als er hinterrücks über sie herfiel und sie zu erwürgen suchte, wie er mit Edmée gethan. Er

durfte ihr nicht die Möglichkeit lassen, um Hilfe zu rufen und zu schreien. Wenn die Kinder sie gehört hätten und herbeigeeilt wären, war es um ihn geschehen. Von diesem Gedanken geänstigt, preßte er den Hals der unglücklichen Alten wie in einem Schraubstock, und bald hatte sie das Bewußtsein verloren. Aber erst als er sie ganz leblos glaubte, legte er sie auf den Boden und vergewisserte sich, ob sie keine Bewegung mehr machte oder ob der Atem nicht mehr in die erstickten Lungen kam.

Aber Alles war fertig: die alte Brigitte ging vom Leben zum Tod, ohne entdeckt zu haben, welches das schmerzliche Loos ihrer geliebten Herrin war.

Indeß vertrieben sich Justin und Marcel, die man im Speisezimmer allein gelassen hatte, die Zeit mit Musik; so verkürzten sie sich die Abwesenheit der Mutter, ohne die sie nicht hätten leben können.

Justin hatte die Begleitung übernommen, während beide sangen:

„Bald wird, einsam, über meinem Grabe das Gras des Feldes wachsen. . .“

Dieser Gesang traf Martial — nicht mitten ins Herz, denn dieses Ding existirte längst nicht mehr in ihm, aber er beschäftigte seine Einbildung. Einen Augenblick blieb er stehen, während die Knaben fortfuhren zu singen. „Vorwärts!“ sagte er, sich aufrüttelnd, „ich muß dem Ding ein Ende machen!“ Die beiden Morde hatten ihn in eine gewisse Trunkenheit versetzt; er stieg hinab, dämpfte die Schritte und ging den Knabenstimmen nach. Bevor er die Thüre öffnete, machte er einige Sekunden Halt, die Stirn brannte ihm, er war besessen von dem Entschluß, das Werk prompt zu vollenden, das er für nothwendig hielt. Sein Leben und, was er seine Ehre zu nennen wagte, hing jetzt von denen ab, die sich in seiner Nähe befanden, und die jetzt, da sie die Mutter zur fürchterlichen Vergeltung herangezogen hatte, verschwinden mußten. Nur wenn sie die Augen für immer schlossen, konnten sie ruhig und schweigsam sein. Martial konnte dann ganz nach Belieben das Haus durchsuchen nach dem Papier mit den Enthüllungen, von dem sich Edmée gewiß nicht getrennt hatte. Es war derart, daß man es nicht Fremden vertrauen konnte.

Martial war nicht als einfacher Besucher ins Haus des Weibes gekommen, das sich von ihm mit Schrecken entfernt hatte; er machte sich auf gewaltsame Scenen gefaßt. Er ahnte auch, daß sie wenigstens von einem Teil seiner Treibereien Kenntniß hatte, und für den Fall, daß sie hätte um Hülfe rufen und jemand zum Zeugen der Auseinandersetzung machen wollte, war er vorbereitet. Schon fing man in Italien an, die Gründe zu vermuten, derentwegen Edmée mit ihren Söhnen fortgezogen war, und Martial kam überall in Verdacht. Die Rückkehr der Gattin, die man als ehrliche, brave Frau kannte, mußte also die Stimmung umwandeln und eine brüste Umkehr der öffentlichen Meinung zu seinen Gunsten hervorrufen. Wenn sie aber gesprochen hatte und es ihm also unmöglich wurde, das verlorene Ansehen wieder zu erobern, dann war er entschlossen, sich ihrer zu entledigen und sein Vaterland zu verlassen, um über dem Meere, im neuen Weltteil, wo Niemand ihn kennen konnte, einen Reichtum zu genießen, den er auf so schändliche und verbrecherische Art sich ergattert hatte. Dies zu vollbringen hatte er sich mit Allem versehen, was ihm zur stillen That dienen konnte.

„Was ich bei Edmée nicht brauchte, kann mir für sie dienen“, sagte er sich. „Diese kleine Schlangenbrut, die von ihrer Mutter zu meinem Verderben dressirt ist, wird sie in dem Reiche wiederfinden, von wannen es keine Rückkehr mehr gibt. Es wird bald gethan sein. Ich werde mich dann während der Nacht entfernen können; niemand hat mich eintreten sehen, es wird mich ebenso wenig jemand hinausgehen sehen. Dieses Haus liegt so einsam, daß man leicht glauben wird, Langfinger seien durch die Aussicht auf reichliche Beute angezogen worden, und den Frauen und Kindern sei es übel ergangen, als sie ihre Habe verteidigen wollten.“

Dann öffnete er die Thüre des Zimmers, woselbst die Kinder fortwährend sangen. Er trat ein und lief mit ausgebreiteten Armen auf sie zu; in der einen Hand aber verbarg er ein kleines, dünnes, leichtes Instrument.

„Marcel, Justin!“ rief er aus. „Kennt Ihr mich nicht mehr?“

Der Älteste ließ sofort vom Klavier ab, dessen letzte Töne sich zum Fenster hinaus auf

dem Felde verloren; und als er den Vater erkannte, trat er zurück, indem er in ernstem Tone sagte: „Sie haben unserer Mama viel Kummer bereitet. So lange sie Ihnen nicht verzeiht, werden mein Bruder und ich Sie nicht kennen!“

„Schlangen, Schlangen!“ dachte Martial, „sie haben in ihren Adern das Gift der Kreuzotter. Ich muß sie vernichten.“

Und ohne auf die Worte Justin's zu achten, war er noch lebhafter hinzugetreten und stützte seine Hände auf das Haupt der Kinder, die Rechte auf dasjenige des Ältesten, die Linke auf die Marcel's, den er am Plage festhielt.

Plötzlich fiel Justin wie ohnmächtig zusammen; die rechte Hand Martial's verirrte sich im Kopfsaar Marcel's, der sofort wankte und leblos hinfiel an der Seite seines Bruders, der schon kein Lebenszeichen mehr gab.

Einige Tropfen Blausäure hatten das Wunder gethan.

Edmée's Gemahl, ihr Vater, betrachtete die am Boden Liegenden mit trockenem Auge, wie er einen besiegten Feind hätte betrachten können. Diese zwei Engelsgesichter, die nun unbeweglich waren, von den ehemals lächelnden Lippen bis zu den soeben noch feuer-sprühenden und schmeichelnden Augen, weckten in ihm nicht einen Schatten von Reue!

„Die Schlingchen hatten das Gift der Schlange in ihren Adern“, murmelte er abermals vor sich hin, indem er fortging, „ich mußte sie umbringen.“

Er stieg ins Zimmer hinauf, das der braunen Dame gehört hatte, in der Meinung, daß wenn Sie etwas Kostbares oder Schädliches für andere zu verbergen hatte, dies nur hier sein konnte; und ohne sich weiter um den steifen Körper Brigitte's zu kümmern, die dort über der Thürschwelle zwischen Salon und Zimmer lag, öffnete Martial die Möbel, wühlte in den Schubladen und suchte fieberhaft nach der gefürchteten Anklageschrift. Lange überflog er die Papiere mit einem Blick, die ihm in die Hände fielen, und seine Brauen verfinsterten sich vor Ungeduld und Born. Es kam ihm vor, als wäre er schon sehr lange in diesem Hause, das er soeben mit Leichen gefüllt hatte. Da er es vor Tagesgrauen verlassen wollte, damit ihn niemand der Morde

wegen anklagen konnte, gerieth er in Wuth, als er nicht gleich fand, was er suchte.

Um ihn her herrschte vollständige Stille. Nur von Zeit zu Zeit hörte man den Laut eines Käfers oder den Flügel Schlag eines Vogels, der in den Ästen erwachte, durch die Nacht hin, was ihn jedesmal erschauern ließ. Aber er beruhigte sich und nahm seine Untersuchungen wieder auf.

Ganz unten in der Schublade eines kleinern Möbels aus Ebenholz, das ganz nahe am Bett der Unglücklichen stand, entdeckte Martial endlich eine große, schwarz versiegelte Brieftasche mit der Aufschrift: „Meinen Söhnen, Justin und Marcel“.

Mit einer brüskten Handbewegung hatte er sie geöffnet. Und er lächelte schon vergnügt, als er das mächtige Schriftstück heraus nahm; er las:

„Wenn ich, sei es plötzlich oder gewaltsam, sterben sollte, so wißt Ihr, meine armen Lieb-linge, was Euch zu thun übrig bleibt. Ich habe Euch zu einem Manne geführt, in dessen Händen sich ein fürchtbares Andenken an denjenigen befindet, dessen Namen zu tragen wir das Unglück haben.

Sobald ich gestorben bin, begehrt Ihr Euch zu dem, dessen Namen ich Euch so oft wiederholen ließ, damit er in Euerm Gedächtniß eingravirt bleibe. Sagt ihm nur: „Wir sind allein, die Mutter ist tot“, — er wird Euch Dinge mittheilen, die ich Euch nicht alle gesagt habe, da Ihr noch zu jung waret, um ein eben so schmerzliches als schändliches Geheimniß mit Euch herumzutragen. Wenn Ihr mich aber verlieren solltet, wäret ihr keine Kinder mehr, denn den Tod einer Mutter reißt schnell Seele und Herz ihrer Söhne. Wenn Ihr also Alles erfahren habt, was Ihr wissen müßt, dann wird Euch der Mann, zu dem Ihr geht, über das zu vollbringende Werk belehren. Und zu Eurer schnelleren Überzeugung findet Ihr bei ihm alle nötigen Unterweisungen, die ich selbst für Euch niedergeschrieben habe. Richtet Euch gewissenhaft darnach! Es ist dies der letzte Wunsch derjenigen, die Euch von ganzem Herzen geliebt hat, und, wenn der Himmel es zuläßt, Euch auch fürderhin in Liebe verehrt über dieses Leben hinaus, wie sie stets gethan.

Eure Mutter.“

Nachdem Martial mit der Lektüre dieses Schreibens zu Ende war, ließ er es fallen und murmelte bei sich: „Sie hatte alles vorausgesehen, alles vorbereitet! Wenn ich geflohen wäre, ohne mein Vernichtungswerk zu vollenden, so hätte ich Frankreich nicht verlassen können, um, so weit als möglich von allen kultivirten Ländern entfernt, ein ruhiges, üppiges Leben zu führen: Ich wäre steckbrieflich verfolgt, eingefangen, verhaftet und verurtheilt worden. Es wäre mit mir zu Ende gewesen.“

Aber jetzt sind die Söhne dieses schrecklichen Weibes nicht mehr in der Lage zu dem Manne zu gehen, dem sie das Papier anvertraut hat, das ich hier so vergeblich suche. Ich habe also Zeit fortzugehen und, bevor man meiner gedenkt, schon so fern zu sein, daß man mich niemals wieder finden wird, um von mir Rechenschaft zu verlangen, ebensowenig wegen der Toten im Blumenhause als wegen desjenigen, den ich in Italien gemacht habe. . . Wie doch eins in's andere greift,“ fügte er hinzu, indem er darüber nachdachte, daß ihn der erste Schritt auf der Bahn der Verbrechen bis zu dieser Schreckensnacht geführt hatte, die noch mit ihrem Dunkel seine Greuelthaten bedeckte. . .

„Und ich weiß nicht einmal, in welche Hände das elende Geschöpf den Bericht des Prinzen niedergelegt hat, den ich, wenn es sein müßte, gern mit dem größten Teil meines Vermögens bezahlen würde. Ich kann es nicht riskiren, darnach zu suchen, das hieße mich selber ausliefern. Es bleibt mir demnach nichts Anderes übrig, als fortzugehen, so weit, weit fort, daß man niemals weiß, was aus mir geworden ist.“

Und Martial hielt die letzten Unterweisungen an ein Kerzenlicht, die Edmée ihren Söhnen zurückgelassen hatte für den Fall, daß sie unversehens sterben sollte. Dann warf er das an einer Ecke angebrannte Papier in das Kamin des Wohngemachs und gewann schleunigst die Treppe, die ihn in's Erdgeschloß, von da in den Garten und auf den Weg am Ufer des Wassers geleiten sollte, den er bis Cligny behalten wollte: Von da würde er schnell in Paris sein und den ersten Zug nach Havre benützen.

Nachdem er die fünf Staffeln des Perrons

heruntergestiegen war, die auf eine mit Sand bedeckte Allee führten, welche ihrerseits um ein Beet ging, in dessen Mitte hohe Rosenstöcke standen, lenkte er seine Schritte der Ausgangsthüre zu, ohne es zu wagen, noch einmal umzuschauen nach dem Hause, das er soeben mit Trauer erfüllt hatte.

Die Thüre stand offen, er dachte nicht einmal daran, einige Schritte rückwärts zu gehen, um sie hinter sich zuzuschlagen. Was ging ihn jetzt die Behausung noch an, die von Leichen bewohnt war? Sein Mordwerk war vollbracht, er floh, und als er das Thor erreicht hatte, tasteten seine Hände am Schloß und suchten ängstlich den Schlüssel. Er zitterte beim Gedanken, daß er nicht darin sein könnte und daß er dann ins Haus zurück müßte, um ihn zu holen, vielleicht sogar die Taschen der alten Brigitte daraufhin zu untersuchen.

Während sich seinem Geiste dies Schauspiel darbot, perlte ein kalter Schweiß an den Wurzeln seiner schwarzen Haare, und für einen Augenblick verlor er das Bewußtsein dessen, was er that. Seine Finger suchten in nervöser Hast und Angst, ohne zu finden. Der Schlüssel stach wohl im Schlosse, aber Martial brauchte geraume Zeit, um ihn, als er ihn endlich gefunden, zu drehen. Er knarrte schrecklich; das Geräusch glich einer Klage, einem Schmerzensschrei und verdoppelte die Furcht, die ihn plötzlich befallen hatte. Darum schlug er die Gitterthür weit zurück, aus Angst sie im Vorbeigehen zu streichen. Dann ein Satz, und er war auf dem Wege am Wasser.

Die Lichter waren nicht gelöscht worden im Hause, und der Schein, der zu den Fenstern hinaussiel, machte diese in der Nacht zu großen phosphorescirenden Augen die den Mörder eifrig verfolgten. In der Richtung nach Cligny verschwand der Mann. —

Bohnenblütthe, der ihn davon laufen sah, ohne von jemand aus dem Hause begleitet zu sein, und der, nicht ohne Staunen, bemerkte, daß die Thüren offen standen, die niemand hinter dem Besucher zu schließen gedachte, beeilte sich, seine Beobachtungen dem Rothen mitzutheilen.

„Die Thüre offen, das ist verlockend!“ sagte der Rothe. „Rufe die andern ein bißchen her; mir scheint, daß wir in den Garten gehen

können, die Fenster stehen offen, die Nacht ist so schön! . . . wir könnten sehen, was im Innern vorgeht und uns darnach einrichten.“

Ohne sich's zweimal sagen zu lassen, benachrichtigte der Gauner die Gefährten, die also bald beim Anführer zusammentrafen.

„Wenn wir ein wenig dort hinüber gingen? Was sagt Ihr dazu, Leute?“ fragte der Rothe.

„Wer nichts wagt, gewinnt nichts“, antwortete Eisensresser.

„Dann, los!“ sagte Eidechse, während der Krumme und der Gefiederte hinzusetzten: „Eine so gute Gelegenheit findet sich vielleicht nicht mehr, darum müssen wir diese ausnützen.“

Und die Gauner gewannen im Schatten der Mauer das große Thor, das ebensowenig wie die Thüre im Innern geschlossen wurde, während Bohnenblütthe fort war.

„S'ist ein wahrer Segen, unter solchen Bedingungen zu arbeiten!“ flüsterte Eidechse.

„Ich will mich zuerst bis unter die Fenster des Gemachs hinschleichen, wo man soeben sang, ich werde sachte auf die Zehenspitze stehen, um zu sehen, was drin vorgeht.“

„Vorläufig stecke ich den Thorschlüssel zu mir“, sagte der Rothe, „es gilt, sich nicht da drinnen ertappen zu lassen, wie in einer Mausfalle. Es ist schon etwas, daß man überhaupt hineinkommt, aber das Hinauskommen ist auch nicht zu verachten.“ Und der Schlüssel verschwand in der Tasche.

„Es ist niemand drinnen“, flüsterte Eidechse, „die Kerzen brennen noch, das ist Alles.“

„Eisensresser soll jetzt ein wenig nach der Hausthüre hingehen und das Haus betreten, das dem Palaste einer Waldfee gleicht! Der Krumme soll durch die Küche eintreten, ich, für meinen Teil, werde darnach sehen, ob die Damen und Kinder nicht etwa im Garten sind, um frische Luft zu schöpfen.“

Die Befehle wurden sofort ausgeführt. Als Eisensresser niemand im Vorzimmer fand, setzte er seine Untersuchung bis in den ersten Stock fort. Und da der Rothe im Garten keine Spaziergänger getroffen hatte, so kam er zu den Gefährten zurück, und alle brachen jetzt in das Blumenhaus ein. Bohnenblütthe wollte sich's bequemer machen und kletterte zum Fenster in's Speisezimmer hinein.

Was er von draußen, weil durch das

Klavier und die Stühle verborgen, nicht hatte sehen können, erblickte er jetzt mit einem Male: die zwei unbeweglichen Knaben, die da, neben einander, wie schlafend, auf dem dicken Teppich ausgestreckt lagen.

„Zum Kuckuck!“ sagte er, „es scheint hier bewohnt zu sein, die zwei Kerlchen lassen sich den Schlaf schmecken!“ Und sachte trat er zu ihnen heran, aber kein Athemzug kam zu den Lippen heraus, was ihn sehr wunderte.

„Sie athmen nicht!“ sagte er, die Hände nach ihnen ausstreckend. „Sollten sie am Ende? . . . Ja, ja — natürlich, s'ist fertig mit ihnen,“ fügte er hinzu, nachdem er beide betastet hatte, „sie sind beinahe steif! . . . Der hat saubere Arbeit gemacht, der Mann von soeben, und mit so wenig Geräusch, daß selbst wir, die wir uns doch auf das Geschäft verstehen, nichts ahnten und nichts hörten. . . Die bekommen keine weiße Haare mehr“, fügte er hinzu, indem er rückwärts ging, um seine Gefährten von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen.

Im ersten Stock war die Verblüffung nicht geringer. Eisenfresser, der nur offene Thüren fand, war überall ungenirt eingetreten, die andern ihm nach. Er hatte zuerst den Leichnam Brigitte's gefunden, die schon lange kein Lebenszeichen mehr von sich gab.

„Es scheint, man hat dem Hoshund eine Kugel gegeben“, flüsterte er, „der wird niemals mehr die Zähne zeigen.“

„Na, und die andere, die braune Dame, wo ist die?“ fragte Eidechse. „Der hat man wohl auch den Faden abgeschnitten, daß sie sich nicht rührt!“

Er stieß die Thüre auf und trat in den Salon, wo das Licht der im Leuchter schmelzenden Kerzen dicht auf das Gesicht der Toten fiel.

„Noch eine, die vom Salat nun die Wurzeln ist!“ murmelte der Krumme. „Aber was der schöne Arbeit gemacht hat, dieser. . .“

„Ja, das heiß' ich geschafft!“ sagte der Rote, indem er die Leichen der Herrin und der Dienerin betrachtete. . . „Aber das ist nicht Alles!“ sagte er gleich darauf. „Die Geschicklichkeit eines andern zu bewundern, ist schon was; aber die Verantwortung dafür zu tragen, wäre weniger amüßant! Da Niemand mehr

da ist, der uns hindern könnte, so wollen wir unsere Taschen anfüllen mit dem, was für uns Wert hat, die kostbaren Gegenstände zu Bündeln schnüren und uns davon machen. Wenn der Tag anbricht, ist es für uns besser, wenn man uns hier nicht findet.“

„Ich weiß, wo das Speisezimmer liegt,“ sagte Bohnenblüthe, „ich will das Silberzeug mitgehen heißen“. Derweil machten sich seine Gefährten, wie Raben an das Nas, über die Edelsteine her, die in den offenstehenden Schubladen ihre Augen reizten. Auch die geöffneten Schränke boten ihnen reichliche Beute, und sie beluden sich, daß sie sich krümmten unter der Last, nur ärgerlich darüber, daß sie nicht noch mehr tragen konnten.

Der Rote hatte sich den Inhalt des Kassenschrancks angeeignet, er hatte alle Taschen gefüllt und sagte leise zu seinen Spießgesellen: „Nie war uns für so wenig Übelthat ein so großer Segen zu teil! Barbottin wird sich die Finger nach uns lecken, wenn wir ihm dies alles bringen.“

„Das wiegt schwer! Er muß tüchtig blechen dafür!“ erwiderte Eidechse, der unter einem mächtigen Ballen kuschelnd, hinausging.

„Geht vor, Leute!“ kommandirte der Rothe, „ich werde die Thüren hinter uns zu machen. Man wird dann nicht gleich sehen können, was hier los ist, das läßt uns Zeit, die Beute in Sicherheit zu bringen.“

Sämmtliche Gauner gingen hinaus und suchten Verstecke auf, die nur ihnen bekannt waren, worin sie abbluden, was sie im Blumenhaufe ohne Mühe geraubt hatten. Das Geld aber, das der Rothe gefunden hatte, wurde unter alle verteilt; und als sie Goldfische in der Tasche klingen hörten, zogen sie von einer Kneipe zur andern und tranken bis zur Bewußtlosigkeit, aber dennoch nie derart, daß sie erzählten, wie sie dazugekommen waren, so ausgelassen schmausen zu können.

„Die haben ganz gewiß jemand kalt gemacht, der einen großen Geldsack hatte“, sagten die Wirte, bei denen sie sich gütlich thaten, „sonst hätten sie nicht so viel Schmuck an den Fingern.“

Wenige Tage nach den soeben erzählten Geschehnissen rückte just der Termin heran.

wo Madame Edmée den Jahreszins zu bezahlen pflegte, und der Eigenthümer begab sich am frühen Morgen auf den Weg zu der geschätzten Mietherin. Er klopfte an, und da niemand öffnete, wiederholte er die Schläge ohne bessern Erfolg.

„Was gibt's denn da? Eine solche Stille ist nicht natürlich. Ich muß wissen, was damit ist!“

Und er begab sich zum Polizeikommissar, dem er seine Befürchtungen mittheilte. Er sprach so überzeugend, daß der Beamte in Begleitung zweier Polizisten sich nach dem verschlossenen Hause aufmachte, gefolgt vom Eigentümer.

Man klopfte abermals, aber nichts störte die Stille der Wohnung.

Man ließ einen Schlosser kommen, der die Thüren öffnete, und von Gemach zu Gemach entdeckte man nun die Leichen, zuerst, im Speisezimmer, diejenigen der beiden Knaben und dann oben von Brigitte und Madame Edmée.

„Meine Ahnungen hatten mich nicht getäuscht!“ rief der Eigentümer aus, „eine Frau, die so regelmäßig im Zahlen war, hätte mich unmöglich an der Thüre stehen lassen, wenn sie mir Geld geschuldet hätte.“

Die offenstehenden Möbel, die in den Gemächern überall herrschende Unordnung konnten keinen Zweifel darüber lassen, daß der Raub das Motiv zum Verbrechen war. Es erübrigte jetzt, die Raubmörder zu entdecken. Und das ging schneller, als man anfangs gefürchtet. Die übertriebenen Ausgaben des Rothen und seiner Gefährten zogen die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich, und vorderhand wurden sie einmal verhaftet und aufs Polizeibureau gebracht. Barbottin, der sich beeilte, um aus dem, was er den Leuten, die seine ständigen Lieferanten waren, abgekauft hatte, Profit zu ziehen, durfte ihnen bald Gesellschaft leisten.

Die Angelegenheit wurde Gegenstand einer Untersuchung, und da man die gestohlenen Gegenstände als diejenigen der Dame aus dem Blumenhause wieder erkannte, bestand hinsichtlich der Schuld der Landstreicher kein Zweifel mehr. In ihrer Verteidigung gaben sie den Diebstahl zu und erzählten mit be-

wunderungswürdiger Übereinstimmung, wie sich die Dinge zugetragen hatten. Was aber den vierfachen Mord anbelangt, so sprachen sie von dem Manne, den sie ins Haus eintreten und einige Stunden später wieder hinausgehen sahen.

Dieses Verbrechen, das man für eine Erfindung hielt, vermochte nicht, ihre Unschuld darzulegen. Das Schwurgericht verurteilte sie wegen Mord, begangen an den Bewohnern des Blumenhauses, zum Tode; so bezahlten sie mit ihrem Leben den von einem andern begangenen Mord.

Seinerseits mußte Barbottin, nachdem er wegen Fehlerei monatelang im Gefängniß gesessen, das Land verlassen.

Im fernen Texas führte ein noch junger Mann ein fürstliches Leben. Er warf mit vollen Händen das Geld aus, das beinahe königliche Feste bezahlte, die ihn aber trotz allem nicht zerstreuen konnten.

Die weißen Haare, die das jugendliche Gesicht einrahmten und die scharfen Runzeln, die seine Stirn durchfurchten, wiesen auf die Qualen hin, die sein Inneres durchwühlten. Er konnte keinen Augenblick allein sein, er fürchtete den Schatten, so daß seine Wohnung, selbst in der Nacht, stets taghell beleuchtet war. Er sah überall Gespenster um sich herum; oft sprach er Namen aus, die von seiner Umgebung nicht verstanden wurden.

Seine Opfer verfolgten ihn, und wenn man ihn mit Grabesstimme vor sich hin summen hörte:

„Bald wird, einsam, über meinem Grabe das Gras des Feldes wachsen,“ glaubte man, er sei seiner Vernunft nicht mächtig.

Aber die Vorsehung verleiht den Verbrechern nicht die Gnade des Wahnsinns; sie verurteilt sie dazu, sich zu erinnern, zum Andenken an die Sünde, der peinlichsten und schrecklichsten der Strafen. — — —

Bald sind es 60 Jahre her, seit sich dies in dem Hause zugetragen hat, das vormalig „Blumenhaus“ hieß, heute aber das „Schwarze Haus“ genannt wird.

Niemand hat es jemals wieder bewohnen wollen; es bleibt dem Verfall ausgesetzt mit

feinen Mauertrümmern und dem ruinirten Garten. Und der Vorbeigehende bekreuzigt sich wie vor einem verdamnten Orte beim Anblick der leeren Fensteröffnungen, durch die man das Dunkel im Innern der von keinem menschlichen Wesen bewohnten Ruine sieht.

Die Vögel der Nacht wohnen darin mit den verlaufenen Hunden und den verirrtten Katzen, deren jämmerlich freischendes Geheul vor Schauer erbeben macht.

„Es sind die Seelen der Toten, die umgehen,“ sagen die Abergläubischen und machen einen langen Umweg über's Feld, um nicht in den Schatten des Schwarzen Hauses zu geraten, das den Odem des Verbrechens auszuatmen scheint.

Mie d'Aghonne.

Schwester Marie.

Eine wahre Begebenheit. Von S. Loubier.
(Mit einer großen Abbildung.)

I.

Der 24. Dezember 1900 war ein heißer Tag für die verbündeten Truppen in China. Die Boxer waren über Nacht, in der Richtung nach Vou Tai, bis zum Dorfe Vah-Le vorgerückt; am frühen Morgen zogen ihnen mehrere Bataillone, durch die Kundschafter aufmerksam gemacht, entgegen. Auf beiden Seiten wurde mit anhaltender Heftigkeit gekämpft. Die feindlichen Kugeln — man muß es ihnen lassen — trafen oft ihr Ziel, und schon mehr als einer aus dem Heere der Verbündeten hatte an diesem furchtbaren Tage sein Leben lassen müssen. Dafür waren aber auch die Opfer, die deren Geschosse in den Reihen des orientalischen Raubgesindels forderten, nicht mehr zu zählen! Die „Söhne des Himmels“ fielen schaaarenweise, wie Kartenhäuschen im Sturm. Der glorreich erkaufte Sieg gab der Infanterie die gute Laune wieder, und die ausgelassensten Witze wurden den Gefallenen als Leichenrede jervirt.

„He, du, Mandarin meines Herzens! Meine besten Grüße an Confucius, wenn du ihn antriffst!“ so rief einer.

„So dreh' dich doch nicht so, ehe du purzelst, du Ofenschirmchinese!“ schrie ein anderer von den Soldaten. „Macht der Kerl aber Besten wegen einer einzigen blauen Bohne im Leib!“

„Sind die aber häßlich, diese Schimpanse“, lachte ein Dritter. „Machen die Euch Grimassen, wenn sie den Lärm unseres Orchesters hören! S' ist zum Erbarmen! Da soll man seine Kunst versuchen, an solchen Menschenkindern!“ So ging ein ganzer Feuerregen von Spötteleien und stichelnden Witzen auf die Chinesen nieder. Das ließ die Gefahr für den Einzelnen beinahe vergessen und stärkte den Muth eines jeden.

Gegen 3 Uhr Nachmittags kam ein Melde-reiter an den General Hernays heran, der die Reservetruppen befehligte.

„General, sagte er, „ich überbringe Ihnen eine traurige Nachricht.“

„Nun — welche denn?“

„Schwester Marie ist soeben getödtet worden.“

„Was! Schwester Marie?“ rief der General, schmerzlich bewegt, aus.

„Mitten in der Schlacht, während sie Verwundete aufsuchte, traf sie eine feindliche Kugel in die Brust.“

„Diese würdige, heiligmäßige Frau!“ seufzte der General, dem sich eine Thräne in's Auge stahl. „Dies Gesindel bezahlt mir ihren Tod teuer, ich schwöre es!“

„Man bringe den Leichnam auf einem Ambulanzwagen hieher; noch vor einer Stunde muß er zur Stelle sein!“ —

Der General ließ ein Zelt herrichten, um den toten Körper des edlen Opfers in Empfang zu nehmen. Zwei Schwestern, ihre Gefährtinnen, wurden mit der Totenwache und mit dem Begräbniß betraut. Am Morgen sollte das Leichenbegängniß stattfinden.

Der Ambulanzwagen ließ nicht auf sich warten, und die Leiche wurde in Gegenwart des Generals Hernays und mehrerer seiner Offiziere im Zelte untergebracht.

Schwester Marie mochte 40 Jahre zählen; es war eine große Gestalt mit regelmäßigen Zügen. Sie mußte sogar schön gewesen sein im Frühling ihres Lebens. . . Der Tod hatte sie überrascht, als ein süßes Lächeln um ihre Lippen spielte, und das war ihr geblieben.

„Arme Märtyrin!“ seufzte der General, die Tote bewundernd. „Wenn für diese der Himmel nicht weit offen ist, dann muß ich die Hoffnung aufgeben, hineinzukommen!“

„Haben Sie die Schwester gekannt?“

fragte den General ein russischer Offizier, der, mit mehreren Kameraden, dem Auftritt beiwohnte.

„Seit langer Zeit, gewiß!“ erwiderte der General. „Ach, wenn Sie wüßten, meine Herren, was dies liebe Geschöpf hienieden alles gelitten hat, wenn Sie die auserwählte Seele gekannt hätten, welche in diesem nun leblosen Körper wohnte, Sie würden sich von tiefster Verehrung ergriffen fühlen! Die Schwester würde Ihnen wie verklärt erscheinen, wie ein Engel, der sich auf diese Erdentugel verirrt hätte, und für den der Tod nur die Rückkehr in die heiligen Gefilde bedeutet. Sie hat eine rührende Geschichte hinter sich, die ich Ihnen gern erzähle diesen Abend, wenn uns der Feind ein wenig Zeit übrig läßt. Wir stehen ja gerade am Vorabend des großen Festes der Christenheit, das gibt also unsere Weihnachts-erzählung.“

Und als dann wirklich mit dem Tage auch der Kampf zu Ende gegangen war, da versammelten sich eine Anzahl Offiziere gegen neun Uhr im Zelte des Generals. Man nahm gemeinsam das frugale Mahl ein, es wurde auf das Wohl der Abwesenden getrunken, dann verharrete jeder schweigend und richtete den Blick fragend auf den General.

„Ich verstehe“, sagte dieser. „Ich beginne also.“

II.

„Ich habe Ihnen die Geschichte von Schwester Marie versprochen. Ich habe ihre Familie gekannt, außerdem herrschten zwischen uns freundschaftliche Beziehungen. Es wird mir daher ein Leichtes sein, davon zu erzählen. Marie-Gabrielle von Norvange war in Arles geboren. Ihr Vater hatte als hoher Offizier eben seine Requite genommen, als ich ihm vorgestellt wurde, und wohnte auf seinem Schlosse, 2 km. von Arles entfernt. Er hatte 2 Kinder, Edgar und Marie.“

Zu der Zeit, von der ich erzähle, war Edgar 25 Jahre alt, seine Schwester hatte kaum ihr 18. Jahr erreicht. Edgar hatte sich nach den in Paris vollendeten juristischen Studien kurz vorher als Advokat in Marseille niedergelassen. Es war eine gerade aber heftige, äußerst jähzornige Natur, die, um ihr Ziel zu erreichen, vor keinem Hinderniß zurück-

schreckte. Norvange hätte es gern gesehen, wenn sein Sohn Soldat geworden wäre; dies leidenschaftliche Temperament hätte einmal einen Helden aus ihm machen können. Aber Edgar schlug dies kurz und bündig ab: er hatte beschlossen, Advokat zu werden, und diesem Beschlusse mußte sich Alles unterordnen.

Marie stand zu ihrem Bruder in auffälligem Kontrast; an die milde Luft des heimischen Herds gewöhnt, unterstand sie dem wohlthätigen Einfluß einer ausgezeichneten Erziehung seitens der Mutter. Ihr gleichmäßiger Humor, der sanfte Charakter und die fröhliche Laune, alles trug dazu bei, um aus ihr eine ebenso reizende als vornehme Frau zu machen.

Edgar hatte in den Salons von Marseille einen dort in Garnison liegenden jungen Leutnant angetroffen. Zwischen zwei Fünf- und zwanzigjährigen ist bald Bekanntschaft gemacht, und nicht selten folgt darauf die engere Freundschaft. Es war noch kein Monat verflossen, und die Beiden waren schon die besten Freunde der Welt. Sie sahen sich fast alltäglich, sie speisten oft zusammen in einem der besuchtesten Hotels der Stadt, sie fanden sich im Theater wieder, kurz, überall, wie zwei gute Kameraden, zwei Brüder, welche die innigsten Bande der Freundschaft vereinen. Oft hatte Edgar, wenn er einige Tage im Schooße seiner Familie verbrachte, den Freund mitgenommen. Und der junge Offizier war gern gesehen vom Graf von Norvange und von allen Bewohnern des Schlosses; er kam mit Freuden wieder.

Eines Tages suchte er Norvange unter vier Augen zu sprechen. „Ich hätte eine Bitte an Sie, Herr Graf“, begann er. „Neben Sie, ich bin ganz Ohr,“ bemerkte Norvange.

„Wenn ich Sie hätte mir die Hand Ihrer Tochter zu geben,“ sagte der Leutnant, „würde meine Bitte erhört werden?“

„Ich kann Ihnen hierauf im Augenblick nicht antworten, da ich nicht weiß, ob Marie heirathen will. Aber ich will gern mit ihr darüber reden und nach 14 Tagen Ihnen die Antwort sagen lassen.“ Und als der Leutnant danken wollte, fuhr Norvange fort: „Gedulden Sie sich, ich habe diese Antwort noch nicht, sie erfordert reifliche Ueberlegung. Sie kehren heute Abend mit Edgar nach Marseille zurück, und

sehen,
; dies
inmal
Aber
b: er
und
buen.
igem
ischen
wohl-
Er-
föiger
bliche
: eine
achen.
rfeille
angen
Zünf-
schaft
af die
Konat
n die
h fast
einem
anden
e zwei
e die
inen.
ge im
reund
r war
e und
er kam

er vier
tte an
Sie,

Ihrer
würde

enbild
Marie
eit ihr
nen die
atnant
uldern
ht, sie
a heute
l, und



„Witten in der Schlacht, während sie Verwundete aufsucht, traf sie eine feindliche Kugel in die Brust.“

morgen werde ich der Hauptbetheiligten davon sprechen angeht ihrer Mutter. Wenn weder die eine noch die andere etwas dagegen zu erinnern hat, werde ich, meinerseits, auch keine Schwierigkeiten machen. Ich hätte meinen Sohn selber gern als Soldat gesehen; das beweist Ihnen, daß mir dieser edle und schöne Beruf an meinem Schwiegersohn nicht mißfallen könnte."

In der That machte Herr von Norvange am andern Tag nach dem Frühstück den Seinen Mittheilung von der Erklärung, die er am Abend zuvor erhalten hatte. Frau von Norvange schien erstaunt, ihre Tochter nicht.

So rein und so keusch auch ein junges Mädchen sein mag, es verfügt über ein so feines Gefühl, daß es sofort den Mann erkennt, dessen Aufmerksamkeit es erregt hat; Fräulein von Norvange hatte bald herausgefunden, daß den Freund ihres Bruders in ihrer Gegenwart eine innere Erregung überfiel, über deren Natur kein Zweifel obwalten konnte.

"Der Plan hat also deine Zustimmung?" fragte Norvange seine Tochter.

"Wenn Ihr keine Einwendung zu machen habt", erwiderte das junge Mädchen, "werde ich bejahend antworten."

Die Gräfin senkte tief auf.

"Ist Euch denn diese Heirat nicht recht?" fragte Edgar's Schwester, indem sie alsobald der Mutter um den Hals fiel und sie niederkoste.

"Freilich, mein Kind", antwortete diese, "dich glücklich zu sehen, ist, was ich auf dieser Welt am sehnlichsten wünsche. Und der Mann, der um deine Hand anhält, scheint die kostbaren Eigenschaften zu besitzen, welche die anspruchsvollste Mutter im Interesse ihrer Tochter zu verlangen berechtigt ist. Aber der Gedanke, daß ich mich von dir trennen muß, geht mir sehr nahe, ich gestehe es. Doch, will ich mich schon daran gewöhnen. Neben mir nicht mehr davon! Wann wird Edgar wieder kommen?"

"In 14 Tagen", erwiderte Norvange.

"So haben wir noch 2 lange Wochen zur Überlegung vor uns. Wenn Marie bei ihrem Entschluß verharrt, werden wir eine zustimmende Antwort geben."

III

Am zweiten Sonntag, in der Morgen-

stunde, zog Edgar die Klingel am Gitter des Schlosses, sein Freund begleitete ihn.

Es war ein prächtiger Tag. Und der junge Offizier, der gleich bei seiner Ankunft erfahren hatte, daß man seinen Wunsch erhöre, wußte nicht, wie er sein Übermaß an Freude bezeugen sollte. Am Nachmittag nahm er mehrmals die Gelegenheit wahr, um sich mit Fräulein von Norvange über ihr künftiges Glück zu unterhalten. Man kam dahin überein, daß die Heirath in den ersten Tagen des Januar stattfinden sollte. Da September juist zu Ende ging, blieben noch 3 Monate zur Vorbereitung auf diesen so wichtigen Akt des Lebens, d. h. gerade so viel Zeit, als nöthig war, um vom Kriegsminister die erforderliche Erlaubniß zu erhalten und die für den Fall nöthig gewordenen Schritte zu thun.

Der junge Mann brachte ein anständiges Vermögen mit, die Braut sollte 200 000 Fr. in die Ehe bekommen. Der künftige Haushalt war also genügend garantiert.

Am andern Morgen lehrte der Verlobte freudetrunken nach Marseille zurück, den Himmel in der Seele. Wie im hohen Lied hätte er sein Glück besingen mögen in Flur und Wald, wo ihm Alles entgegen lächelte.

In der Folge stellte sich der Bräutigam immer häufiger im Schlosse ein. Je näher die glückliche Stunde heranrückte, desto mehr Verehrung und Liebe empfand er für das brave, reizende Mädchen, das nun bald seine Frau werden sollte.

Weihnachten nahte heran.

Edgar war kurz vorher von einigen seiner Freunde eingeladen worden, den Christabend in geselligem Vereine mit ihnen zu verbringen, wie dies ja ungefähr in allen Ländern Sitte ist (wo man's nicht am Sylvester thut). Die guten Christen beginnen den "réveillon" nach der Mitternachtsmette, die andern sangen damit schon vorher an und schmausen bis zum frühen Morgen. Die einen feiern die Geburt des Gottmenschen, für die andern ist es einfach ein nächtliches Freudenfest, ein feineres Essen unter Freunden, leider, oft auch ein Gelage, wobei man lacht, singt, schreit und lärmt, "Die Jugend muß austoben!" sagten diese. . .

Der Offizier wäre natürlich lieber ins Schloß bei Arles gegangen. Aber Edgar ver-

sprach ihm, schon in der ersten Morgenstunde dahin aufzubrechen, und schließlich war er's zufrieden und ging mit.

Die Gesellschaft war sehr zahlreich. Man hatte sich in einem der bekanntesten Restaurants in der Neuhöde St. Louis gegeben für 11 Uhr. Es war fast Mitternacht, als man sich zu Tische begab. Da saßen an die fünfzig Gäste zwischen zwanzig und dreißig Jahren, Söhne von Kaufleuten, Offiziere in Civil, Advokaten, faunbärtige Dichter, künftige Musiker, alle reich an Geld und Hoffnungen und von dem einjigen Gedanken besetzt, das Leben zu genießen, das ein günstiges Geschick ihnen so schön und vielversprechend zeigte! Es waren alles geistreiche Leute, aber ein wenig blasirt und abgeteilt, worauf sie übrigens nicht wenig stolz waren. . .

Der Abend verlief sehr animirt. Ein Jeder machte sich's bequem, ohne Zwang und Etiquette und ohne etwas Anderes zu suchen, als einen fidelen Gesellen, mit dem er die Zeit möglichst angenehm verbringen konnte.

Ein wahrer Sprühregen von Wizen und geistreichen Ausfällen ging hernieder. Dann kam die Reihe an den Stadtklatsch und an die Geschichtchen. Die Chronik von Marseille wurde an diesem Abend von Meisterhand gemacht, ein Stenograph der sie nachgeschrieben und veröffentlicht hätte, wäre von unbedingtem Erfolg getrübt worden.

Die Erscheinung der Champagnerflaschen hob noch die angeheiterte Stimmung der Gäste. Das gab ein unbeschreiblich bewegtes Leben, die Köpfe erhigten sich, man lachte aus vollem Halse, eine tolle Freude hatte sich aller bemächtigt.

"Wer macht eine Whistpartie mit?" frug da einer aus der Gesellschaft,

"Ich, ich. . ." rief es von allen Seiten.

"So halte sich jeder bereit!"

Die Spieltische wurden herangebracht und mehrere Gruppen gebildet. Da es erst 3 Uhr morgens war, hatte man Zeit genug, um sich in Erwartung des Tages zu amüsiren.

Edgar, der leicht betrunken und durch die tolle Gesellschaft aufs Höchste erregt war, hatte an einem der grün ausge schlagenen Tischchen Platz genommen. Es folgten einige

seiner Kameraden, ihm gegenüber hatte sich der Lieutenant niedergelassen.

Der Einsatz, der vor jedem Spieler lag, erreichte eine hohe Ziffer; auf ein Silberstück kamen zehn Goldstücke, die das unbeständige Glück unaufhörlich vom Einen zum Andern wandern ließ, bis sie sich endlich an der Seite des Weisbegünstigten aufhäufelten.

"Punsch her!" rief Edgar, der seit einer halben Stunde fort und fort verlor. "Man verdurstet hier ja förmlich!"

"Ein guter Gedanke!" replizierte man in der Runde.

Zahlreiche Punschgläser leuchteten im Saale mit ihrem bläulichen Schein. Zug um Zug wurden sie gefüllt und geleert, und der Alkohol setzte das mit dem Champagner begonnene Werk in den schon schlecht equilibrirten Köpfen fort. Bis zur vollkommenen Trunkenheit fehlte wenig mehr.

"Ich habe entschieden Bed, diese Nacht!" schrie Edgar in schlecht verhaltenem Zorne. "Ich habe schon dreitausend Franken verloren, jetzt fahre ich auf Credit fort."

"Mein lieber Edgar," sagte sein künftiger Schwager, der, ohne den Kopf noch so klar zu haben wie vor Tisch, doch so viel seiner Herr geblieben war, um seinem Freunde einen guten Rath geben zu können. "Mein lieber Edgar, wenn Du auf mich hörst, hälst Du jetzt ein."

"Oh nein," antwortete Edgar, "ich will meine Noanthe haben, jeder weiß, daß ich dafür gut siehe."

"Dann, vorwärts mit den Karten!" schrie es in der Runde.

"Garçon, Punsch, wir verdursten!" Das Spiel begann wieder in fieberhaftem Eifer, eine förmliche Wuth hatte Alle ergriffen. Edgar verlor wieder.

"Reine Herren!" bat der Lieutenant, "seid doch vernünftiger als Herr von Norvange, haltet ein mit dem Spiel!"

"De, du!" schrie Edgar, roth vor Zorn, indem er sich erhob. "Wer heißt dich in Dinge mischen, die dich nichts angehen! Fürchtest du vielleicht, daß ich das Vermögen meiner Schwester verschwend?"

"Aber, Edgar. . ." stammelte der junge Mann, der bis ins Weiße des Auges erröthete. "Spiele doch nicht den Moralprediger!"

rief ihm Ed
Meinst du de
Führer an
Franken
deine Hoch

Getroffen
der Offizier
den Beleidig
Edgar, ich t
lebhaft, "ich
weiter ginge

Edgar sey
verpflichtet de
Gesellschaft stat

"Du willst
er, "und nicht
das kannst du
Vogel scheuche
so kümmern
wie ein Spiel

"Edgar, r

"Deine U

viel ich mir

Worten spuc

auf die Unifo

Erregung gin

reichte ihm e

Ohne die A

wäre es in der

nung zu ge

zwischen den

"Frigling

brennt auf we

werde ich die

idöten!"

"Angenom

Antwort.

"Auf Bist

"Wie es J

"Auf 20 S

ohne Pardon

"Ich bin

standen." Et

söhnen, die be

schürte die G

die Folge der

einer von den

darin zu ver

verbrecherische

kommende Tag

rief ihm Edgar zu, „das steht dir schlecht! Meinst du denn, du darfst dich schon zu meinem Führer aufwerfen, weil du mir lumpige 1000 Franken abgewonnen hast? Das hilft dir deine Hochzeit bezahlen!“

Getroffen durch diese Beschimpfung, stand der Offizier schon auf dem Sprunge, sich auf den Beleidiger zu werfen. „Kein Wort mehr, Edgar, ich bitte dich!“ mahnte der Lieutenant lebhaft, „ich weiß nicht, ob meine Geduld weiter ginge!“

Edgar setzte ein Glas an die Lippen und verschlang den Inhalt in einem Zuge; die Gesellschaft klatschte Beifall.

„Du willst wohl Spaß machen?“ spottete er, „und nimmst mich für deinen Schüler! das kannst du in deiner Kaserne — dich als Bogelscheuche aufspielen! Was mich anbetrifft, so kümmern mich deine Epauletten so wenig wie ein Spielzeug!“

„Edgar, respektire meine Uniform!“

„Deine Uniform? . . . Da, sieh' mal, wie viel ich mir d'raus mache!“ Und mit diesen Worten spuckte Edgar, geblendet vor Zorn, auf die Uniform des Offiziers. Außer sich vor Erregung ging dieser auf ihn los und verabreichte ihm eine Ohrfeige.

Ohne die Dazwischenkunft der Anwesenden wäre es in der unbeschreiblich erbitterten Stimmung zu groben Thätlichkeiten gekommen zwischen den Beiden.

„Feigling!“ schrie Edgar, „deine Ohrfeige brennt auf meiner Wange. Beim Tagesanbruch werde ich dieses Feuer in deinem Blute erlöthen!“

„Angenommen!“ gab der Offizier zur Antwort.

„Auf Pistolen!“

„Wie es Ihnen beliebt, mein Herr!“

„Auf 20 Schritte bei gleichzeitigem Schießen, ohne Pardon!“

„Ich bin mit den Bedingungen einverstanden.“ Statt die zwei Freunde zu versöhnen, die bald Brüder hätten werden sollen, schürte die Gesellschaft vielmehr ihren Haß, die Folge der Exzesse dieses Abends. Nicht einer von den Gefährten der Freude dachte daran zu vermitteln um dieses schreckliche, verbrecherische Duell zu verhindern, das der kommende Tag beleuchten sollte. Keine einzige

Stimme, — welche Schande —, machte die Gründe der Vernunft geltend! Ein jeder suchte sich im Gegentheil seine Partei aus. Die Parteigänger Edgar's nahmen ihn mit sich in ein Nebenzimmer. Zwei der Gäste, die der Offizier zu seinen Zeugen gewählt hatte, blieben zunächst bei diesem. Dann setzten sie sich mit den Zeugen Edgar's in Verbindung, um sich über die Kampfbedingungen zu verständigen.

Auf kurze Zeit allein gelassen, hatte der Verlobte des Fräuleins von Norvange den Kopf zwischen die Hände genommen; er frug sich, ob er nicht das Spielzeug eines bösen Traumes sei. So fremdartig waren ihm die Ereignisse dieses Abends vorgekommen. Aber nein, er fand die Besinnung wieder, die Weindämpfe, die soeben seine Gedanken umnebelten, zerstreuten sich unter der Wucht der erlittenen Beschimpfung! Der, in dem er seinen besten Freund erblickte, hatte ihn dort beleidigt, wo er am empfindlichsten war: in der Ehre. Er hatte ihn herausgefordert, ja er hatte die Frechheit so weit getrieben, seine Soldatenuniform vor Zeugen zu beschimpfen! Diese schändliche That forderte eine exemplarische Strafe, und, wenn er sich angesichts seiner Behörde nicht auf immer entehren wollte, mußte er sich schlagen, um so die Ehre seines ganzen Standes zu retten. . .

Sich schlagen, . . . sich tödten lassen in dem Augenblick, wo ihm das Glück entgegenlachte! Eine brillante Zukunft, ein verehrungswürdiges Mädchen, die glücklichste Heirath! Niemals wurde die Seele des jungen Mannes schrecklicher gequält als in diesen Momenten. Die Verzweiflung drohte ihn zu übermannen, aber, derweil er in den Abgrund dieser Gedanken versunken war, legte sich die Lippe plötzlich in bittere Falten.

„Muth, Muth,“ murmelte er, „nur keine Schwäche, es gilt als Mann von Ehre zu sterben!“

Und damit war sein Entschluß gefaßt, das Schicksal konnte kommen! Er wird auf den Plan gehen, aber niemals wird er, obgleich beleidigt, Edgar tödten oder auch nur verletzen. Wenn ein Unglück geschähe, würde sich Fräulein von Norvange jemals mit dem Mörder ihres Bruders vermählen wollen? Es wäre Unsinn gewesen, dies anzunehmen, und in

diesem Augenblick war der Offizier wieder vollständig Herr seiner Sinne. Nein, so wird es nicht werden! Einmal seinem Gegner gegenüber, wird er die Augen schließen und auf's Grabewohl schießen. Die Kugel wird sich weiß wohin verirren und die Zeugen werden die Ehre für wieder hergestellt erklären. . .

Aber sein Gegner wird nicht so großmüthig sein, darauf muß man sich gefaßt machen, er wird so gut als möglich zielen, mit sicherer Hand, und die Kugel, von dieser Waffe entsendet, wird den Feind eines Augenblicks zu Tode treffen, an dem er sich rächen will.

„Ubrigens, was liegt auch dran!“ schrie der Lieutenant auf, „fürchtet der wahre Soldat das Feuer? Nein, aber er geht ihm oft entgegen und schaut dem Tod ins Angesicht, ohne zu zittern. . .“

„Meine geliebte, süße Marie,“ seufzte dann der Offizier, „behalte mich im Angedenken, wenn ich einmal diese Welt verlassen habe. . . Denn aus Liebe zu dir verzeihe ich deinem Bruder im voraus meinen Tod! . . .“

In diesem Augenblick trat einer von Edgar's Zeugen ins Zimmer.

„Der Tag bricht an, es ist Zeit zum Gehen!“ bemerkte er. „Drunten erwarten uns zwei Droschken. Ihre Zeugen haben die Waffen untersucht. Das Stellbuchein ist auf der Straße von Aiz bei der „Schönen Aussicht.“ Die Kosten werden im Hotel geregelt. Kommen Sie!“

Beide Gruppen traten gesondert in den Hof. Man bestieg die bereitstehenden Wagen und gab den Kutschern die entsprechende Weisung, um sich schließlich am verabredeten Ort wieder zu finden.

Von der Liebfrauentirche läutete es zum englischen Gruß.

IV.

Die beiden Droschken verließen die Stadt und holten sich auf der Straße bald ein; der Tag war angebrochen.

Als sie hundert Schritt vom bezeichneten Platz angekommen waren, stiegen die beiden Duellanten mit ihren Zeugen aus und hießen die Kutscher zu einem Morgentrunke ins nahe Dorf gehen, bis sie wieder in die Stadt zurückfahren mußten; eine halbe Stunde mochte das immerhin dauern.

Die Droschkenkutscher von Marseille, wie die von Paris, sind schlaue Kerle; sie wissen immer, wann man „heimgeschickt“ wird, wie es in ihrer Sprache heißt. Sie machten also keinerlei Einwendung und ließen ein jeder sein Gefährt ruhig dahinrollen; sie selber aber gingen nebeneinander her.

„Wenn ich so sicher wäre, 20000 Franken Rente zu bekommen, als ich weiß, daß zwischen diesen Weihnachtsgästen ein Duell im Wege ist,“ sagte ein Kutscher zum andern, „würde ich mir nicht Tag für Tag so viel böses Blut machen!“

„Diese nächtlichen Gastereien endigen immer so,“ fügte der andere mit philosophischer Miene hinzu.

„Diese Leute können nicht leben, ohne sich zu zerhauen!“

„Ja, es scheint, daß sie dies in der Welt in die Höhe bringt, jedes Duell um eine Sprosse.“

„Gott sei Dank, daß sie's bei dem ersten Riß meist bewenden lassen und daß ein gutes Frühstück das beste Pflaster ist!“

„Na, das ist ihre Sache! Wir wollen ein Glas auf beider Gesundheit trinken. Das wird das Beste sein, was wir thun können. Trinkgeld vor Allem, nicht wahr?“

Und sie traten in eine Wirthschaft ein. —

Ihrerseits gingen die Duellanten und ihre Sekundanten ein paar Schritte vom Wege weg, bis sie ein Baumbusch dem Anblick Neugieriger verbarg. Hier rüstete sich jeder zum Kampfe. Die Zeugen maßten die zwanzig Schritte ab, sie nahmen große Schritte, das muß man ihnen lassen. Da, nach wiederholter Prüfung, auch die Waffen in gutem Stande waren, nahm jeder Stellung, je nach der Rolle, die er dabei zu spielen hatte, ängstlich den Ausgang des Kampfes erwartend.

Wie er's beschlossen hatte, streckte der junge Offizier, sobald er dem Feinde gegenüber stand, den Arm aus, der die Waffe trug und drückte die Augen zu. Edgar war im Gegentheil immer erregter geworden, seine Augen leuchteten, er konnte das Signal zum Feuere kaum erwarten.

„Eins, zwei, drei!“ zählte mit Kommando-Stimme einer der Zeugen.

Zwei Schüsse zu gleicher Zeit. . . Der

Lieutenant öffnete fieberhaft die Augen: er gewahrte Edgar, wie er im Wirbel sich drehte und, von der Kugel mitten in die Stirn getroffen, zu Boden fiel.

Ein verhaltener Schrei, ein herzerreißender Seufzer entrang sich der Kehle des Offiziers. In einem Sage war er an der Seite seines Opfers, das er aufrichtete und in den Armen haltend, mit Namen rief. — Vergebens! Edgar von Norvange war tot! . . .

Der unglückliche Offizier stand da, wie vom Blitze getroffen. Seine Zeugen mußten ihn zurückhalten, er wollte sich selber eine Kugel durch den Kopf jagen, so groß war seine Verzweiflung! Die Umstehenden mochten ihm noch so oft wiederholen, daß alles regelmäßig verlaufen, und daß nach diesem traurigen Waffengang seine Ehre wieder hergestellt sei, nichts vermochte seinen Schmerz zu lindern, er meinte wie ein Kind. —

Als die Kutscher die Schüsse krachen hörten, bestiegen sie sogleich ihren Sitz und fuhren im Galopp zum Orte zurück, wo sie die Duellanten gelassen hatten.

Die Zeugen kamen mit der Leiche Edgar's, die sie in einen Mantel gehüllt hatten, an die Straße heran. Und als Herr von Norvange in den Wagen gebracht worden war, zog man die Umhänge vor, um in die Stadt zu fahren. Alle vier Zeugen aber nahmen bestürzt in der zweiten Droschke Platz. Der Offizier wollte, ganz in Schmerz versunken, den Weg nach Marseille zu Fuß zurücklegen.

Ehe er seine Wohnung aufsuchte, stellte er sich, trotz der frühen Stunde, dem Oberst seines Regiments vor, berichtete ihm über das blutige Drama, dessen Held er war, und bat um die Erlaubniß nach Afrika zu gehen, wo die Kriegstruppen stehen. Und am selben Abend reiste der Lieutenant nach Algier ab.

V.

Die Freunde brachten Edgar's Leichnam nach Hause. Während der eine Nachtwache hielt, informirte der andere die Eltern über das Unglück, das sie betraf. Am Morgen noch ging eine Depesche nach dem Schlosse bei Arles ab. In den kürzesten Worten sagte sie dem Haupte der Familie: „Edgar im Duell verwundet. Kommet.“

Dieses Telegramm wirkte auf die friedlichen Bewohner des Schlosses in der Provinz wie eine Revolution. Eine halbe Stunde darauf reiste Herr von Norvange nach Marseille ab, wo er zwei Stunden später bei seinem Sohne eintraf.

Der Zeuge Edgar's ließ den Vater in den kleinen Salon eintreten, von dem eine Thüre ins Arbeitszimmer des jungen Mannes ging.

„Nun?“ fragte der unglückliche Vater mit einer Stimme, die in der Ergriffenheit ersticke.

„Fassen Sie sich, mein Herr!“

„Reden Sie, reden Sie. . . , wo ist mein Sohn?“

„In seinem Bette.“

„Lebend? . . .“

„Tot. —“

Von Schmerz überwältigt, stürzte sich der Vater auf Edgar's Zimmer, dessen Thüre er heftig aufriß.

Der Tote schien zu schlummern. . .

Als Herr von Norvange die fürchterliche Wunde sah, welche die Kugel in die Stirn des Sohnes gerissen, brach er plötzlich in ein gellendes Gelächter aus, das alle Anwesenden erschauern machte.

Herr von Norvange hatte den Verstand verloren! . . .

Wer könnte die Verzweiflung der Mutter beschreiben, als am Abend desselben Weihnachtstages ein anderer Freund Edgar's ins Schloß bei Arles kam, um dort, wenn auch in der mildesten Form, das doppelte Unglück zu verkünden, das sowohl Mutter als Tochter traf! Dieser Austritt läßt sich nicht erzählen, auch der geschickteste Schriftsteller müßte seine Ohnmacht eingestehen! Die Seele allein vermag ein solches Weh zu begreifen, seine Tiefe zu bemessen. . . „Ein Kind getödtet, der Gatte irrsinnig! Verdammte sei der Mörder!“ rief Frau von Norvange aus.

„Der Kampf ist loyal geführt worden, Madame,“ bemerkte der Zeuge, „und ich bin überzeugt, daß der Gegner Ihres Sohnes alles versucht hat, um ihn nicht zu treffen.“

„Wie heißt er denn, dieser Mensch, dieses Ungeheuer, das uns verurtheilt das ganze Leben zu weinen!“

„Er ist Lieutenant in der Armee. Wie er heißt, weiß ich nicht mehr. Ich habe den Na-

men gestern zum ersten Mal gehört. Ich weiß nur noch so viel: beim Beginn des Streites fragte ihn Edgar, ob er fürchte, daß er das Vermögen seiner Schwester schädigen würde, wenn er zu spielen fortführe. Darüber kam es zum Duell."

Bei diesen Worten stieß Marie von Norvange einen markerschütternden Schrei aus und stützte sich auf die Schulter ihrer Mutter, um nicht zu fallen. Im Wörder ihres Bruders hatte sie ihren Verlobten erkannt.

Am andern Morgen kam Herr von Norvange ins Schloß zurück, der Sarg mit der Leiche des Sohnes begleitete ihn.

Zwei Tage darauf begrub man die sterbliche Hülle des jungen Mannes in der Familiengruft, gefolgt von einer untröstlichen Menge. Der Monat war kaum zu Ende, als Frau von Norvange, gebrochen von so viel Leid und Kummer, den letzten Seufzer von sich gab.

So blieb Fräulein von Norvange allein auf der Welt zurück; ihr Vater war des Verstandes beraubt, ihr Glück auf immer dahin.

Während zweier Jahre behielt sie den Vater noch bei sich, den sie Tag und Nacht bewachte. Mit der ganzen Liebe eines Kindes erwartete sie ängstlich die Stunde, wo die Bestimmung wieder zurückkäme und der alte Edelmann, wenn auch nur für wenige Minuten, seine angebetete Tochter wieder erkennen würde. Es war eine eitle Hoffnung, ein schöner Traum, der verging, wie so viele andere. Herr von Norvange starb als Irresinniger, ohne daß ein Schimmer von Verstand seinen Todeskampf erleuchtet hätte.

Da Marie Niemand mehr auf Erden besaß, den sie hätte lieben können, richtete sie ihren Blick zum Himmel empor. Sie verkaufte ihre Güter, brachte alle Geschäfte in Ordnung und verschenkte ihr Vermögen an die Armen.

Eines Abends stand die Waise, Einlaß begehrend, an der Pforte des Mutterhauses der Schwestern vom hl. Vinzenz von Paula. Die Thüre öffnete sich und fiel hinter ihr ins Schloß. Jetzt verschwand auch das schöne, feuchte Mädchen vom Theater der Welt, und Schwester Marie wurde geboren für ein Leben voller Entbehrung und Selbstaufopferung, das nur nach ihrem Martyrium aufhören sollte.

Zwanzig Jahre lang ist Schwester Marie auf ihrem Posten gewesen. Vor einigen Jahren konnte man sie in Neu-Kaledonien finden. In der letzten Zeit bethätigte sich ihr Eifer in China, wo sie das tödtliche Blei zu Boden warf. . . „Heiligmäßige, verehrungswürdige Frau,“ fügte der General Hernays hinzu, „mögen deine langen Leiden und dein Heldentod uns von Gott den Sieg erlangen!“

„Was ist aus dem Verlobten des Fräulein von Norvange geworden?“ fragte ein deutscher Offizier, welcher, wie alle anderen, die Erzählung mit fast religiöser Andacht angehört hatte.

„Wie ich schon erwähnt, begab sich der Lieutenant am Abend des Tages, an welchem das Duell stattgefunden hatte, auf die Reise nach Afrika. Die Erinnerung an die verhängnißvolle Nacht verfolgte ihn unaufhörlich, und er gab sich alle Mühe, um in hundert Treffern getödtet zu werden. Aber so sehr er auch diesen Versuch erneuerte, er blieb ohne die geringste Wunde. Und seine Verwogenheit galt als Bravour, er stieg Grad um Grad empor bis zum höheren Offizier.

Durch einen seiner in Marseille gebliebenen Kameraden wurde er über die Ereignisse in der Familie Norvange wie über den Eintritt Marie's in's Kloster informiert. Und er legte das Gelübde ab, sich nie zu verheirathen; so hat er's auch gehalten.

Oft brachte das Geschick diejenige in seine Nähe, die ehemals seine Verlobte war; aber niemals ahnte sie, daß der unfreiwillige Urheber ihres Unglücks ihr so nahe weilte. Es wäre ihr überhaupt schwer geworden, in ihm den eleganten Offizier von ehemals zu erkennen, so sehr hatten ihn die langen Jahre verändert. Zudem hatte er, als er nach Afrika kam, den Namen der Mutter dem seinigen angefügt und war bald nur noch unter jenem bekannt — ein Resultat, das er bezweckt hatte.

„Meine Herren, ich bin zu Ende mit meiner traurigen Geschichte. Morgen, wenn wir der Erde die sterbliche Hülle unserer berühmten Schwester Marie zurückgeben, denken Sie an meine Erzählung!“

Mitternacht hat geschlagen, pflegen Sie ein wenig der Ruhe, und seien wir tapfer!“

Die Offiziere drückten dem General ehr-

fürchtig die Hand und begaben sich, aufs Tieffte bewegt, in ihre Zelte zurück.

Hernays war allein zurückgeblieben; er warf sich auf die Kniee und betete mit thränenerstickter Stimme:

„Schwester Marie, die du jetzt bei Gott, unserem Herrn bist, bete für mich! Bewirke, daß er mir den Tod Edgars verzeiht! Verzeihe du selber dem Neumüthigen! Seit 20 Jahren erleide ich die schrecklichste Marter, der Leichnam meines unglücklichen Freundes ängstigt mich in der Nacht. Hab' Erbarmen mit mir! O, daß dieser Vorabend des Weihnachtsfestes meinen Ängsten und Qualen ein Ende machte! Schwester Marie, verzeih' mir!“

Und der Engel, der in den Himmel zurückstieg, hat ohne Zweifel sein Gebet erhört.

Sophronyme Loubier.

Die Frau vom Greifenstein.

Eine elsässische Legende.

Von S. Ganier und J. Fröschlich.

(Mit einer Abbildung).

Im Westen der alten freien Reichsstadt Zabern, nördlich von der Zorn, deren geschwängige Wasser das Thal bespülen, erhebt sich die Ruine Greifenstein.

Dieses Schloß stellte mit dem Hohbarr, der ihm auf der andern Seite des Thals gegenüberliegt, eine natürliche Vertheidigung des bedeutungsvollsten Passes über die Vogesen dar.

Um zu den Ruinen zu gelangen, muß man die Zorn hinaufgehen, den Rhein-Marne-Kanal entlang, und, beim Ausgang des Ransenthal, angelangt, einen felsigen Abhang hinaufklettern, auf dessen Gipfel man die Ruinen des Greifenstein bewundern kann: Da liegen sie, 385 m hoch, auf einem Felskamm von 140 m Länge. Von diesem Standpunkt aus sieht man über ein ganzes Meer von bewaldeten Bergen, das sich in der Richtung der lothringischen Vogesen nach der elsässischen Ebene ausdehnt.

Obgleich diese Ruinen schon ganz zerfallen sind, bieten sie doch auch heute noch mit ihren 2 Walthürmen einen sehr imposanten Anblick dar. Die mittelalterliche Ritterburg war zweithellig, und der längliche Bau folgte dem felsigen Kamm, der ihm als Unterlage diente.

Jeder Theil des Schlosses hatte seine eigene Mauer; der gegen Osten gelegene enthielt das hintere oder kleine Schloß, der andere umgibt das große Schloß. Dieses letztere entstammt, dem Style nach, dem 12. Jahrhundert, das kleine scheint gegen das Ende des 13. Jahrhunderts erbaut worden zu sein.

Woher schreibt sich aber der Name „Greifenstein“ oder „Greifensfels?“ Manche glauben, es bestände ein gewisser Zusammenhang zwischen diesem Schlosse und der Sankt Veitshöhle, die sich, kaum eine halbe Meile davon entfernt, auf der Bergeshöhe aufstut.

Der Legende nach soll in dieser Höhle in alten Zeiten ein „Greif“ oder feuerpeiender Drache gehaust haben, den ein beherzter Ritter besiegte im Kampfe für eine Jungfrau, die dieses Ungeheuer — der Minotaurus der Vogesen! — gefangen hielt. Das Bild des Greifen lieferte der Familie derer von Greifenstein das Wappen. In deren Händen blieb das Schloß bis ans Ende des 14. Jahrhunderts, dann kam es nacheinander an verschiedene Herren: an die von Finstingen, von Lampertheim, an den Bischof Robert von Bayern, an die Pfalzgrafen u. s. w. Wir kürzen ab, denn wir müßten gar viele Namen nennen.

Als der 30jährige Krieg ausbrach, gehörten die beiden Schlösser dem Bischof von Straßburg. Während des Einfalls der Franzosen lagen sie in Trümmern, und man gebrauchte die Steine des mächtigen Thurms zum Bau des bischöflichen Schlosses in Zabern. Bei den Abräumungsarbeiten scheinen die italienischen Arbeiter — die man also damals schon kannte! — eine bedeutende Summe gefunden zu haben, mit der sie stillschweigend in ihre Heimat verschwanden.

1674 ließ der Marschall Turenne das Schloß zur Vertheidigung herrichten, aber kaum war man mit den Befestigungsarbeiten zu Ende, als sie, nach mehrmonatlichem Bestand, das Jahr darauf wieder niedergerissen wurden.

Aber lassen wir jetzt diese prunkvolle Aufzählung von Dingen, die nun einmal der Geschichte angehören, und machen wir einen Spaziergang durch diese romantischen Ruinen! Es war Ende September 18. . . , einer

jener herrlichen Herbstabende, die unserm lieben Elsaß so viel Reiz verleihen. Ich saß auf einem alten Grabstein, dessen Inschrift die Zeit verwischt hatte, und bewunderte den Farbenwechsel des Sonnenuntergangs, der in Drangenroth und Purpur erglühte und die Überbleibsel der alten Schloßmauer beschien, gleich dem Alpenglühn auf den Gletschern des Weiterhorns... Vom Thale drunten stiegen wirre Geräusche herauf, der Lärm der Arbeit, der Fabrik, des Lebens; ein Zusammenklang von Tönen und Farben, die sogleich absterben werden, wenn das Tagesgestirn hinter der Gebirgsfront verschwindet.

Schon hat der Vogel seinen Unterschlupf aufgesucht und rings herum herrscht eine feierliche, majestätische, weihevollte Stille: es ist die Dämmerung im Gebet vor dem Ewigen...

„Will der Herr diesen Abend noch nach Zabern zurück?“ fragt plötzlich eine Stimme, die mich meinen Betrachtungen entreißt. „Wenn der Herr so weiter träumt, wie der Stiefelnaz auf seinem Stein, läuft er gar bald Gefahr, der Teufelskröte zu begegnen; der Mond geht auf, und die Geisterstunde naht heran!“

Der mich anredete, war ein rüstiger Greis, schlank, mager und nervös in seiner Förstereinkleidung; er hielt sich gerade, wie ein Tannenbaum des Bergwaldes. Aus seinem Gesicht, das ein weißer Vollbart umrahmte, sprach die Intelligenz, und in seinen kleinen Augen funkelte die Schalkhaftigkeit des Landbewohners.

„Ich dachte nicht, daß es schon so spät wäre,“ sagte ich ihm. „Aber, in der That, die Sonne ist untergegangen, und bis Zabern ist's noch ein weiter Weg... Ich danke Ihnen, mein Herr, ohne Sie hätte ich weiter geträumt, und vielleicht hätte die Nacht mich überrascht.“

„Ach ja!“ erwiderte er, „Ihr Malersleut' und Künstler, denn so was müßt Ihr sein, das seh' ich an Euerm Malzeug —, Ihr habt Eure zwei Füße nicht immer auf ebener Erde, und Euer Kopf geht zu oft in die Wolken... Es ist eine heikle Geschichte, wenn man mitten im Wald leben will, und ein Glück, daß Euch oft die Kinder der Natur begegnen, um Euch auf

einen guten Weg zu lenken.“ Dies sagend lachte er boßhaft.

„Wenn Ihr nichts gegen meine Gesellschaft habt,“ fuhr er fort, „so gehen wir zusammen; ich gehe auch ein Stück Wegs der Stadt zu. Wir nehmen den kürzesten Pfad, und so kommt Ihr noch zeitig genug zum Nachtessen in der „goldenen Sonne.“

Mit Freuden nahm ich an; das Geplauder dieses alten Försters gefiel mir, und sein Witz interessirte mich. „Warum haben Sie mir denn soeben von einem Stiefelnaz und von einer phantastischen Kröte erzählt?“ fragte ich. „Da handelt es sich vermuthlich um eine alte Sage vom Greifenstein?“

„Wohl, mein Herr! Als ich Euch auf dem Grabstein der Schwarzen Grafen von Finstingen sitzen sah, wo auch der Stiefelnaz seiner Zeit die Stunden vergaß, habe ich an sein Schicksal gedacht und an die Frau von Greifenstein... Aber ich sehe — Ihr wünscht die Geschichte zu erfahren?“

„Natürlich!“ gab ich ihm zur Antwort, „Sie würden mir viel Freude machen, wenn Sie mir die unterwegs erzählen möchten!“

Und die Erzählung war so interessant, daß ich sie nicht für mich behalten kann; Wort für Wort will ich sie hier niederschreiben, wie ich sie aus dem Munde des alten Försters gehört habe:

Im Jahre des Heils 1600 lebte in der lieben Bischofsstadt Zabern ein braver, ehrlicher Schuhsticker. Er stand im mittleren Lebensalter, war rothhaarig, groß, mager und knochig gebaut, ein guter Christ und dem heiligen Crispinus sehr zugethan.

Außer diesen unzweifelhaften Eigenschaften hatte dieser Musterbürger aber ein Steckpferd, wie man es nur bei einem eingefleischten Junggesellen finden kann. Das war eine harmlose, aber verhängnißvolle Marotte, nicht für den Schuhsticker, aber für die Nachbarn: Er produzirte sich nämlich mit wüthender Ausdauer auf der Clarinette, die zwar im Orchester ein ganz reizendes Instrument darstellt, aber am Munde eines unermüdblichen Solisten einen geradezu Nerven tödtenden Effekt macht. Kaum hatte der Schuhsticker seinen Werktisch verlassen, die Ahle aufgesteckt und die Bude geschlossen, so nahm der

Künstler das Instrument an den Mund, worauf er blies bis ihm der Athem ausging, was schon ein großer Fehler war für einen Mann seines Standes. Ja, er zeigte hierin eine solche Ausdauer, daß die Leute im Viertel die Geduld verloren. Grund genug hatten sie: unter dem entnervenden Einfluß der ewigen Clarinettenleier hatten Hundt Convulsionen bekommen, waren Gänse in Ohnmacht gefallen und Angst und Grausen über den ganzen Föhnerhof gekommen. Es war zu viel!

Es entstand ein Complot in'sgeheim, alle waren dabei, und bald wurde eine Kundgebung, geleitet vom Metzger an der Ecke, organisiert gegen den fürchterlichen Musikus, der fort und fort blies und nicht das Geringste ahnte.

Ein Sonntagmorgen war's. Ein fataler Tag! da Sankt Crispin ihm nicht erlaubte zu arbeiten, hatte sich unser Held schon am frühen Morgen an seine Clarinette heran gemacht. Er setzte sich bequem in den Hintergrund des verschlossenen Ladens und war just beim Trillern eines selbst komponirten Vorspiels, als plötzlich der Fensterladen krachte. Alles Gethier der Arche, alle Küchen-Batterien der Stadt, alle entfesselten Teufel schienen sich vor seinem Fenster eingefunden zu haben. Der erschreckte Stiefelnaz — denn so hieß der Schuhmacher — sprang von seinem weiten hölzernen Lehnstuhl auf, öffnete eine Scheibe und sah verblüfft die gesammte Einwohnerschaft des Stadtviertels in lebhafter Bewegung; Groß und Klein stand da, die einen waren mit Rache und Blasinstrumenten, die andern mit Pfannen und Trommeln bewaffnet; jeder hämmerte, blies oder schrie derart, daß er den andern betäubte. Da war kein Zweifel möglich, es ging gegen seine Person!

In der Absicht, die Beseffenen zu beschwichtigen, verließ der Unglückliche nichts ahnend seine Bude und wollte zu der Menge reden. Aber es wurde noch schlimmer: beim Anblick des Musikers mehrte sich der Lärm.

Nach vergeblichen Anstrengungen, und nachdem er sich mit Bitten und Flehen die Kehle abgesehrien, kam eine betäubende Wuth über ihn; er klammerte sich an seine liebe Clarinette und nahm Reißaus dem Gebirge

zu, indem er den tollen Lauf mit einem wilden Galopp auf der Clarinette begleitete. Das ganze Personal des Ständchens lud er sich damit auf die Fersen, sechsunddreißigtausend und sechshundert an der Zahl, die Hunde, Frauen und kleinen Kinder nicht mitgerechnet. So hoch glaubte wenigstens der verfolgte Stiefelnaz, ohne den Kopf umzuwenden, die feindliche Meute schätzen zu können. Aber dank seinen langen Beinen, war er ihnen bald gut um eine Clarinettenlänge voraus, und die nach Athem ringende Menge der Verfolger sah ihn nun verschwinden, ohne ihn einholen zu können.

Am selben Tag kam er nicht mehr zurück, und als er am andern Morgen erschien, war es nicht mehr der alte Stiefelnaz. Denn jetzt zeigte er sich schweigsam und zurückgezogen, eher geheimnißvoll als schmolend, mit einem gewissen Lächeln der Überlegenheit auf den zusammengekniffenen Lippen. Von diesem kritischen Zeitpunkt in seinem Dasein an arbeitete er ohne Unterlaß an seinem Schuhzeug, von Morgens bis Abends, und seine Musik hatte er ganz vergessen. Seine Kundschaft vermehrte sich täglich um alle Neugierigen, die das Räthsel dieser Verwandlung kennen zu lernen hofften, und seine Nachbarn, die nun die Clarinettenweisen entbehren mußten, ertappten sich allmählich dabei, wie sie selber die Melodien summten, mit denen sie der Musikant allzu vertraut gemacht hatte. Und mehr als einer war versucht zu sagen: „Stiefelnaz, spiel' uns doch was auf!“ oder: „Wie hat nur das schöne Stücklein wieder angefangen, du weißt doch, la la la?..“

Leichtgläubige Weibsleute erzählten, er gehe nachts weg, um nur beim Tagesgrauen zurückzukehren, und jedesmal nehme er die Clarinette mit, deren Schnabel man im Mondlicht leuchten gesehen habe. Dieses seltsame Verhalten dauerte geraume Zeit. Da kam eines schönen Tages die Hebamme aus dem Viertel, auf dem Wege zu einer Klientin, vor dem offenen Fenster der bescheidenen Bude vorbei. Sie warf einen neugierigen Blick hinein, und was sah sie? Auf dem Boden lag, wie leblos, der Schuhflicker. Das Gefühl beruflichen Mitleids drängte sie zur Hülfsleistung, und sie trat sofort ein. Durch ihre Be-

mühungen kam er wieder zu sich; er verlangte nach einem Geistlichen, weil er am Sterben sei.

Ein zufällig vorbeikommender Kapuziner, der, mit dem Saak auf dem Rücken hinter einem Esel herging, wurde gebeten, dem armen Schuhmacher die Gnadenmittel der Religion zu spenden. Nachdem er ihn Beicht gehört, zog der gute Mönch davon, die geheimnißvolle Geschichte mit sich nehmend.

Aber damit gab sich meine Großmutter, jene Hebamme nämlich, nicht zufrieden. Sie legte Stiefelnaz ins Bett und rief den gewaltigen Metzger an der Ecke zu Hilfe, dem bald alle Bewohner des Viertels folgten. Ihre mitleidigen Worte, ihre Bitten und Schmeicheleien bewirkten endlich, daß der arme Kerl ein vollständiges Geständniß ablegte und seine sehr traurige Geschichte von Anfang an erzählte. Diese wurde, nicht ohne die üblichen beschönigenden Zuthaten, dem bischöflichen Notar hinterbracht, der sie in den Archiven vermerkte. Von da verschwand sie in der Revolution, entweder geraubt oder vernichtet von einem Saint-Juste der Gegend. Aber das Andenken daran hat sich in Zabern erhalten, so auch in meiner Familie, wo die Geschichte, wie ich sie erzähle, vom Vater auf den Sohn, wie ein heiliges Erbe überging.

„Meine lieben Freunde“, sagte Stiefelnaz auf dem Todsbett, „der Hexensabbath, worin Ihr mir die schönen Melodien massenhaft wiedergabet, die ich Euch im Einzelnen servirte, verwirrte mich derart, daß ich wie närrisch davon lief, indem ich auf meiner Clarinette spielte.“

Ich wußte nicht, wohin ich lief; aber als ich anhielt, befand ich mich mitten in den Ruinen von Greifenstein. Ich beschloß, darin die Nacht zu erwarten und unbemerkt nach Hause gehen um mich Eurer Spässen entziehen zu können. Ich dachte an Eure Ludenbarkeit, ein ungeheurer Kummer erfüllte mein Herz, und schwarze Gedanken quälten mein brennendes Hirn. Als ich mich ein wenig ausgeruht hatte, fielen meine Augen auf meine treue Gefährtin, meine einzige Freundin auf dieser Welt, meine Clarinette. Auf ihrem Schnabel schien sich ein trostvolles Lächeln zu spiegeln. Ich habe diesem Anblick nie widerstehen können; und auch diesmal drückte ich

ihn verlobt an die Lippen, diesen theuern Schnabel, und gemeinsam hauchten wir nun süße schwachtende Töne aus, die den Zustand unserer untröstlichen Seelen geziemend wiedergaben. Wie viele Stunden vergingen in dieser zärtlichen Umarmung könnte ich unmöglich sagen!

So waren wir allein, ganz allein, meine Clarinette und ich; niemand störte unsere Eintracht. Nirgends ein Lärm, als das Echo an den alten Burgmauern, und keine Zuhörer waren zu befriedigen als die kleinen, grauen Eidechsen, die einzigen Bewohner dieser Einsamkeit.

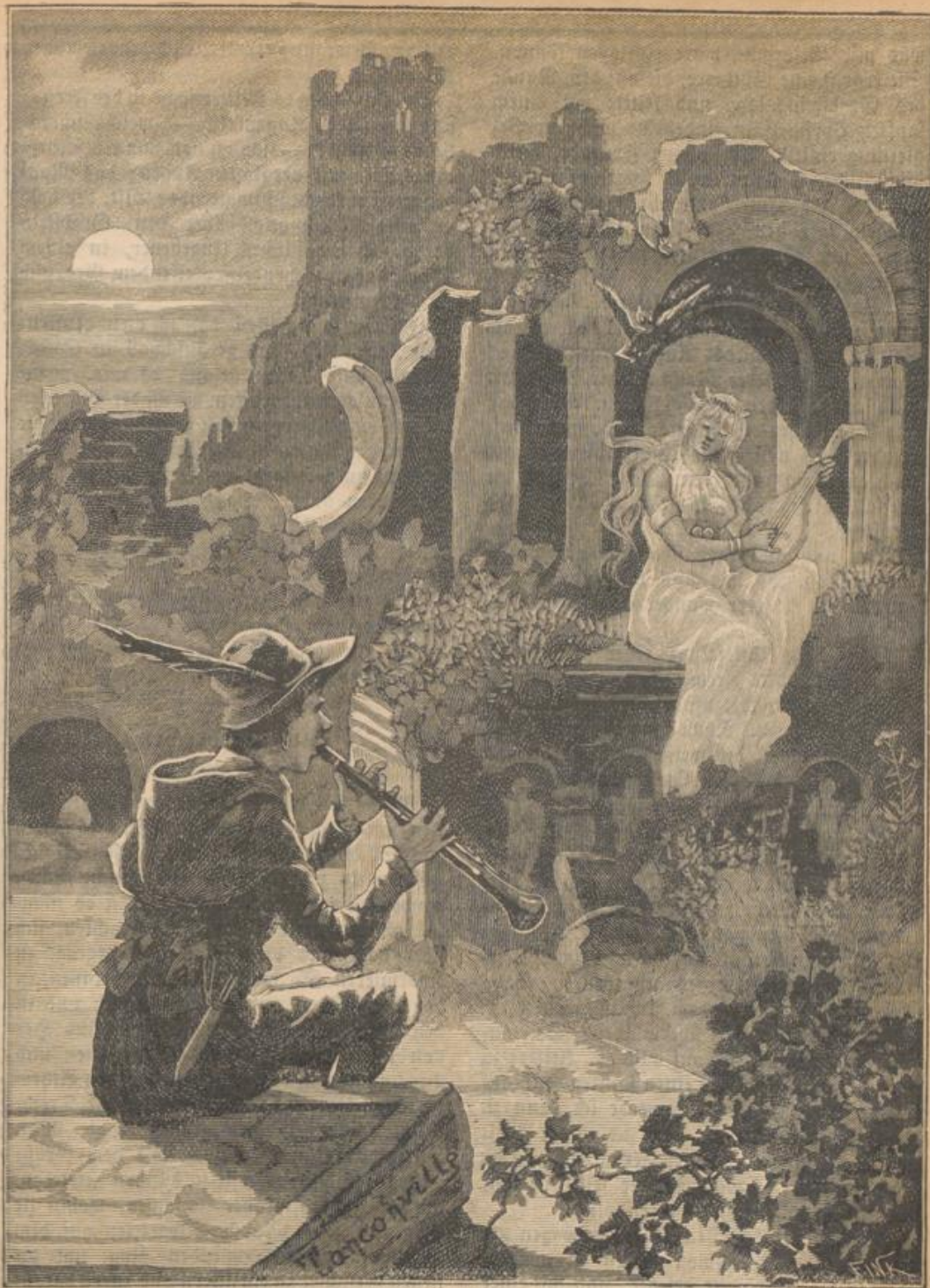
Die Nacht war angekommen, und die Laternen am Firmament über uns entzündeten sich, die eine nach der andern. Es galt, an die Heimkehr zu denken, um somehr als mir die Musik nach den Aufregungen des Tages einen äußerst hungrigen Magen bescheert hatte. Ich bereitete mich also auf die Rückkehr vor, nachdem ich noch mit einigen Noten dem alten Gemäuer Lebwohl und Dank gesagt hatte für den Schutz, den es mir gewährte.

Aber — Welch Erstaunen! — meine letzten Töne fanden ein neues Echo, das in leicht punktirter Flötenweise, gleich einem perlenden Wasserfall, endete! Ich war eben so entzückt als erschreckt. Ich erhob die Augen, um zu erfahren, wo diese wunderbaren Triller herkämen. Da erblickte ich eine junge Frau, die auf dem alten Grabmal saß, so daß sich ihr Gesicht auf der Öffnung des halb zerfallenen Fensters an der Kapelle abzeichnete. Sie war in ein langes weißes Gewand gehüllt, das prachtvolle Falten warf. In laugen Flechten fiel das Goldhaar über die Schultern herab, welches das totbleiche Gesicht einrahmte; aber ihr Blick schien so sanft, daß Liebe und Bewunderung bei mir bald allen Schrecken verjagten.

„Fürchte Dich nicht, guter Mann!“ sagte die Erscheinung mit einer Stimme, die reiner war, als die zartesten Töne meiner Clarinette. „Beruhige dich! die Leidenden verstehen einander, und du leidest wie ich. Nichts vermag, wie die Musik, die Seelenqualen zu lindern... Wenn du willst, mußjiren wir zusammen...“

Ich konnte eine solche Einladung nicht abschlagen, denn die Frau hatte nichts an sich,

uern
nun
stand
eder
dieser
glich
eine
ifere
Eho
örer
uen
Ein-
La-
eten
die
die
nen
Ich
ich-
ten
für
eu
ht
cht
zu
er-
ie
yr
en
ar
as
n
d,
r
e-
e
r
a



Ach, welch' himmlisches Concert, welch' göttliche Musik, während die Eulen mit ihren Flügeln den Takt dazu schlagen.

was mir Besorgnis hätte einflößen können. Sie ergriff eine Gitarre, die auf dem Rande des Grabsteins lag, und leitete mit einem sanften Vorspiel ein, indem sie mich zur Begleitung einlud. Ach, meine Freunde, welch himmlisches Concert, welch' göttliche Musik, während die Eulen mit ihren gepolsterten Flügeln leis den Takt dazu schlugen! So fuhren wir ohne Unterbrechung fort bis zum Tagesgrauen.

„Das Hirtengestirn erbleicht“, sagte sie, „wir müssen auseinandergehen, es ist die Stunde des Abschieds. Auf Morgen wieder! Komm' bei finsterner Nacht hieher, du wirst mich an derselben Stelle finden. Aber daß kein Sterblicher von unserer Zusammenkunft erfahre! Es würde dir Unheil bringen und mich auf ewig verderben. Geh!“... Und die Gestalt verschwand in der Höhlung des Fensters.

Von nun an begab ich mich allnächtlich ins Schloß, wo wir uns bis zum Tagesanbruch an unserer wunderbaren Musik erfreuten.“

Hier hielt Stiefelnaz einen Augenblick inne und schöpfe Atem, um mit schwächerer Stimme wieder fortzufahren:

„In der letzten Nacht fand ich, getreu dem gegebenen Wort, die weiße Frau wieder, die mich an der nämlichen Stelle erwartete.

„Freund, fren' dich!“ sagte sie, „diese Nacht noch kannst du mich dem Glück, dem Leben der Menschen wiedergeben. Du liebst mich, ich weiß es und werde die Deine sein bis zum Tode. Aus Liebe zu mir wirst du wohl eine peinliche Prüfung auf dich nehmen. Ich sage dir also zum Voraus, daß du mich um Mitternacht in Gestalt eines ungeheuren Salamanders von widerlichem Anblick sehen wirst. Du wirst deinen Elend überwinden. Sei mutig, gehe ohne Furcht auf mich zu, Klettere zu mir herauf und drücke einen sanften Kuß auf meine Lippen! Sogleich werde ich dann zu dem umgewandelt sein, was ich in der Welt war: ein junges, schönes Fräulein, das du mit ungeheuren Schätzen, die seine Mitgift darstellen, von dannen führen wirst.“

Ich war entschlossen, Alles zu wagen um die zu retten, die schon längst in meinem Herzen die Clarinette ersetzte, und mit einer

heiligen Bewegung erwartete ich den feierlichen Augenblick.

Endlich schlug es Mitternacht in der Ferne, und im selben Augenblick — welch' schreckliches Gesicht! — sah ich vor mir ein scheußliches Tier mit verglasten Augen; das Maul geiferte ein feucht schimmerndes Gift, der hoch geblähte Bauch quoll über den Grabstein herab. Ein häßliches Ungeheuer, in einem Wort, das in zischendem, pfeifendem Geräusch nach Atem rang.

Ich war so ergriffen, daß ich mein Instrument fallen ließ, das geräuschvoll in Stücke sprang. Mit Mühe gelang es mir, meine Kräfte zusammenzuraffen, welche der Schrecken lähmte, und ich ergriff fast bestimmungslos die Flucht um, ich weiß nicht wie, in meine Behausung zu gelangen, wo Ihr mich bemußtlos aufgehoben habt... Dank meinem verehrten Schutzpatron habe ich wohl meine Seele retten können, aber meine Clarinette zerbrochen...“

Das war das letzte Wort des Stiefelnaz hienieden, sein Haupt fiel auf das Pflaster zurück. Er war todt. Und seitdem hat sich keiner mehr an das Abenteuer gewagt.

Ein Verbrechen.

(Mit einer Abbildung.)

Wenn je eine Stadt ihren Namen mit Fug und Recht getragen hat, so ist dies gewiß das Städtchen Saint-Potin in Frankreich. «Faire du potin» heißt zu deutsch: Lärm machen. Seine Einwohner schienen es nämlich als ihre erste Pflicht zu betrachten, sich über das, was beim Nachbar vorging, zu informieren. So war es in den Straßen, in den Werkstätten, auf dem Marktplatz und in den „Salons“ des Ortes ein Hin und Her von wahren und falschen Nachrichten und Vermuthungen, daß man darüber den Athem versteren konnte. Da gab es wirkliche Treibknechte, wie bei einer großen Jagd. Man spürte den Passanten nach, wie dem Großwild. Sern hätte man sie in's Garn getrieben, um zu erfahren, woher sie kamen, wohin sie gingen, u. s. w. Manche erwarteten auf dem Bahnhof den ankommenden Zug, um die neuen Gesichter zu entziffern und zuerst darauf

aufmerksam machen zu können. Und wenn eine Kutsche durch's Städtchen fuhr, gingen der Reihe nach alle Umhänge hoch, alle Fenster öffneten sich, und die Köpfe hingen heraus, damit die Augen dem Gefährt folgen könnten. Galt es doch am Abend sagen zu können:

„Die Gräfin von Trockenmühl ist heute beim Doktor Klüglich vorgefahren.“

Oder:

„Der kleine Baron von Flötenholz hat vermuthlich wieder einen dummen Streich gemacht; denn soeben ist er zum Advolaten Eisenbeiß gegangen.“

Vergessen wir nicht, daß, wie in jeder Provinzstadt, die sich einigermaßen respektirt, so auch in Saint-Potin die Bewohner in zwei ganz getrennte Lager getheilt waren: man unterschied die Clerikalen und... die Andern. Natürlich hatte die Politik diese Barriere errichtet, die, wie jede Barriere, unüber-schreitbar war.

Jede Partei hatte ihren Notar, ihren Advolaten, ihren Gerichtsvollzieher, ihren Arzt. Ich hätte bald gesagt: ihren Pfarrer! Aber da hätte ich dummes Zeug geredet, denn es gab nur einen einzigen Pfarrer, der selbstverständlich den Clerikalen angehörte. Die Andern bekümmerten sich weiter nicht um ihn, als daß sie ihn zu ärgern suchten. Aber ich glaube, wenn er einen Vikar gehabt hätte, wäre ihrerseits nichts unversucht geblieben, um diesen in ihr Lager zu bekommen. Es versteht sich von selbst, daß jede Partei über die andere schimpfte, die demnach nur aus Dummköpfen und Spitzbuben bestand, so daß ein Fremder, der sich etwa über das moralische und geistige Niveau der Bewohner von Saint-Potin hätte unterrichten wollen, ohne weiteres glauben mußte, er befinde sich in der reinsten Idiotenanstalt oder in einem Narrenheim.

Hieraus erklärt sich, daß sich kein Mensch und keine Familie dieser als Grundlage aller Beziehungen dienenden Gepflogenheit der gegenseitigen Spionage entziehen durfte, ohne die Zielscheibe und der Türkenkopf der einen oder der andern Partei zu werden, ja beider zusammen, wenn die in Frage stehende Person oder Familie die Kühnheit so weit trieb, daß sie sich selbst zu genügen behauptete und

der neugierigen Umgebung keinen Einblick in ihr Inneres mehr gestatten wollte.

Als eine solche Familie waren die Lafeuille ganz besonders bekannt. Es war keine große Familie, sie bestand nur aus drei Personen: dem Manne, der Frau und der Magd, wozu bald von da, bald von dort noch irgend ein Bekannter des Hausherrn oder seiner Frau hinzukam. Es waren ruhige, thätige und lustige Leute, die nur zum Spaziergang im nahen Wald ausgingen, oder um Freunden, Bekannten und dem Pfarrer einen Besuch zu machen. Denn die Lafeuille waren clerikal. Ihr Haus lag zwischen Hof und Garten. Eine Reihe von Lindenbäumen verhinderte, daß die Blicke der Neugierigen weiter als bis zum Gitter gelangten; dieses war in der Regel geschlossen, und die vielen Buben der Nachbarschaft hatten nicht einmal mehr das Vergnügen, an der Klingel zerrren zu können, zehn mal im Tage, seitdem Herr Lafeuille, den dieses beständige Geläute nervös machte, die Schelle abnehmen ließ. Den Garten umgab eine mit Neben überspannene Mauer, die an ein Gäßchen grenzte; dahin gelangte man durch die hintere Gartenthür. Je mehr die Familie Lafeuille sich zu vereinsamen suchte, desto größer wurde die öffentliche Neugier, man wollte unbedingt wissen, was hinter dem Gitter und der Mauer vorging. Wenn am Sonntag Herr und Frau Lafeuille, gefolgt von ihrer kleinen Magd, zur Kirche gingen, kam die ganze Hauptstraße von Saint-Potin unter die Thüren. Und noch lange, wenn sie vorüber waren, unterhielt man sich auf ihre Kosten. Die Toiletten von Frau Lafeuille wurden bis in die kleinste Einzelheit kritisiert. Schien sich doch diese Pariserin um das, was in der Kleidung hier in Saint-Potin zum guten Ton gehörte, gar nicht zu kümmern! Und die Klatschbasen, die nie kein sauberes, freies Gesicht hatten, fanden ihre Gesichtsfarbe zu weiß, um natürlich zu sein. Warum hatte auch Herr Lafeuille keine Frau aus Saint-Potin genommen? Und womit beschäftigte er sich dann? Man wußte anfangs gar nicht, was er trieb. Er war ein Gelehrter. Aber worin? Welche Wissenschaft pflegte er? Die Astronomie, die Medizin, die Geometrie, die Pflanzenkunde? Der Klatsch

von Saint-Potin konnte hierüber keine Auskunft geben.

Das eine war sicher, daß es bei den Lafeuille sehr lustig herging. Wenn man sie nicht sehen konnte, so hörte man sie wenigstens. Die Nachbarn hörten Frau Lafeuille öfters singen, sei es am Klavier, sei es über dem Hin- und Hergehen; und wenn einzelne Stimmen bis draußen erklangen, so war es immer fröhliches Lachen, das Zeichen ruhiger Herzen und reiner Seelen. Nie ein Streit, nie ein mürrisches Wesen. Es war das behagliche, jeder Aufregung fremde Leben der Rentiers ohne Familie. Sie thaten Gutes, ohne es von den Dächern zu schreien und kammerten sich im Uebrigen verzweifelt wenig um die öffentliche Meinung und um das, was man über sie sagte.

Nun geschah es an einem Frühjahr, daß eine alte Tante des Herrn Lafeuille endlich ihrem Neffen und seiner Frau den schon seit zehn Jahren versprochenen Besuch abstatton wollte. Die Ankunft dieser Dame gab den Bewohnern von Saint-Potin Stoff auf acht Tage hinaus, um so mehr als man die einmal ins Haus Eintretende nicht mehr herauskommen sah! Man erwartete den Sonntag, in der Meinung, daß die Fremde ihre Verwandten zur Messe begleiten würde. Der Sonntag kam, er ging vorüber, und niemand war erschienen. Von einer alten Tante sah man nicht einen Finger! Das fiel auf. Man wußte, d. h. man behauptete zu wissen, daß diese ehrwürdige Person eine sehr reiche Tante war, deren Vermögen den Lafeuille's zufallen sollte. Die Neugier steigerte sich, man spitzte die Ohren. Der Montag ging ohne ein neues Ereigniß vorüber. Am Dienstag begann ein dunkles Gerücht im Stillen sich zu verbreiten. Man redete sich mit geschäftiger Miene an und sprach leise, indem man um sich her schaute. Ernste Leute zuckten die Achsel, legten die Hände über einander oder hoben die Arme zum Himmel. Es waren Ausrufe des Staunens, von Ergriffenheit und Verblüffung unterbrochene Sätze:

„Unmöglich!... Was sagen Sie da?... Aber das ist ja schrecklich!... Das ist ungeheuerlich!“...

Dieses Gerücht nahm endlich im Salon einer alten Zumpfer, Fräulein Colombe

Kleinlich, die definitive Form an. Dieses antike Frauenzimmer, das so alt war als eine Reliquie aber nicht so heilig, hatte zwei oder drei Geschlechter der Einwohnerschaft von Saint-Potin gesehen. Sie kannte die Familienverbindungen und besonders die Familienfeindschaften. Sie kannte auch die ganze öffentliche und geheime Menschengeschichte auf 10 Meilen in der Runde. Sie sagte jedem ohne Mitleid das Alter auf den Kopf zu und erzählte gerade von den Männern und Weisleuten, die man achtete, Episoden, über die ein Dragoneroffizier hätte erröthen müssen. Die ganze Skandalchronik des Landes war über die Lippen dieses Mädchens aus alten Zeiten gekommen, dessen Zähne schon unter dem Direktorium zu stoßen angingen. Die Chelosigkeit hatte den Körper gereift und den Geist gefestigt. Sie war darum auch gefürchtet, sowohl in ihrer eigenen Partei wie in der gegnerischen. Als enragirte Verehrerin Voltaire's fiel sie oft über die clerikalen Lafeuille's her, namentlich seitdem Frau Lafeuille im Lachen gesagt hatte, sie würde dem Teufel Vergerniß geben. Bei ihr liefen, wie gesagt, alle Gerüchte zusammen, die seit drei Tagen im Lande zirkulirten. Sie fragte herum, stellte gewissermassen eine Untersuchung an, und die Vermuthungen wurden Wahrheit. Frau Salzborn versicherte, aus absolut zuverlässiger Quelle erfahren zu haben, daß jemand gehört hatte, wie im Garten der Lafeuille etwas jammerte und flehte. Außerdem hatte ein Metzgerbursch, der das Gäßchen hinter der Gartenmauer passirte und unter der Gartenthür hineinguckte, Licht bemerkt und gesehen, wie Herr und Frau Lafeuille einen länglichen Gegenstand in ein großes Loch hineinlegten, das in die Erde gegraben war. Eine Laterne, die auf dem Boden stand, beleuchtete die Szene. Der Bursch hatte gesehen, wie die Grube zugeschaufelt wurde und gehört, wie Herr Lafeuille, sich den Schweiß von der Stirne trocknend, sagte:

„Thut nichts, aber ich hätte sie nicht für so schwer gehalten.“

Da war kein Zweifel möglich: „sie,“ das konnte nur die alte Tante sein. Die Lafeuille, die es mit der Erbschaft eilig hatten, ließen die Erbtante einfach verschwinden. So war

das schreckliche Geheimniß enträtselt. Natürlich konnte unter solchen Umständen niemand die Alte gesehen haben! Das war's ja eben. Wie hätte man sie sehen können, die im Garten der Lafeuille ruhte!

Und nur darum hatte Maria, die kleine Magd, so erschrockene Augen gemacht, als man sie beim Bäcker, wo sie die Soubröbchen holte, fragte, wohin denn die alte Tante gegangen sei; darum hatte Maria so ängstlich gestammelt: „Weiß ich's?... Uebrigens, geht das Euch was an?“

Ohne Zweifel mußte das Mädchen um das fürchterliche Geheimniß. Aber, sei es, daß sie von ihrer Herrschaft eingeschüchtert war, sei es, daß man ihr eine große Summe versprochen hatte, sie weigerte sich, die Sache aufzuklären.

„Bah, die Magd macht mir keine Schwierigkeiten,“ sagte Fräulein Colombe verächtlich. „Diese Leute gestehen schließlich doch Alles. Aber die Herrschaft!... Was sagt Ihr dazu?... Da kann man sich auf die ehrlichen Mienen und frommen Fragen verlassen! Wer hätte das geglaubt von diesem ernstern Herrn Lafeuille! Wer hätte das geahnt von dieser Frau Lafeuille, die nicht alt werden will, mit ihren festen Manieren und ihrem graden Blick! Jetzt kann man sich mit diesen Clerikalen auf Alles gefaßt machen!... Nichts setzt mich ihrerseits mehr in Erstaunen!“

Selbstverständlich blieb ein Geheimniß, das so viele kannten, nicht lange geheim. Das Gerücht schwoll immer mehr an und wuchs bergehoch. Man blieb vor dem Hause der Lafeuille auf der Straße stehen, und Maria, die nichts ahnte, sagte zu ihrer Herrschaft: „Es hat sicher was gegeben in der Stadt. Ich habe noch nie so viel Leute auf der Straße gesehen.“

Am Tage nach der Entdeckung des „Verbrechens“ fand just großer Markt statt. Frau Lafeuille, die, wie gewöhnlich dahin ging, um ihre Einkäufe zu besorgen, wunderte sich nicht wenig, als die Leute vor ihr die Flucht nahmen und hinter ihr mit drohenden Geberden in Gruppen zusammenstanden.

„Was soll das bedeuten?“ fragte sie ihre Magd.

„Ich weiß nicht, aber ich fürchte mich! Gnädige Frau, wollen wir nicht fortgehen?“

Frau Lafeuille nahm in der That diesen Entschluß, obwohl sie nichts eingekauft hatte. Vor ihrem Hause sah sie eine lärmende, gestikulirende Menge. Man machte Platz, um sie hindurch zu lassen; aber als Maria das Gitter schloß, hörte sie, wie ein Weib sagte:

„Muß die aber frech sein, diese Pariserin, daß sie noch wagt, den Kopf so hoch zu tragen, nach dem, was man weiß!“

Frau Lafeuille erzählte dies ihrem Manne, der gerade im Garten beschäftigt war.

„Weißt du, was das heißen soll?“ fragte sie ihn.

„Bah! du hast dir eingebildet, es gehe gegen dich!“ antwortete der Gatte.

„Aber ich kann dir versichern, daß es sich wohl um mich handelte! Kein Händler wollte mir verkaufen. Man hätte glauben können, ich sei von der Pest befallen. Ich verstehe nichts davon.“

„Nun, wir werden sehen! Ich gehe mit dir. Und der erste Händler, der sich muckt!...“

Im Nu war er bereit. Außerhalb des Gitters bemerkte er, mitten in der Menge drin, die vor dem Hause hielt, eine Frau aus der Umgegend mit zwei Körben voll schöner Spargeln. Er zeigte sie seiner Frau.

„Wenn du davon nehmen wolltest? Maria könnte sie kochen, und wir hätten sie zum Morgenimbiß.“

Frau Lafeuille näherte sich der Frau, nahm einen Bund Spargeln und fragte:

„Wie teuer verkaufen Sie ihre Spargeln, gute Frau?“

Die Verkäuferin riß ihr den Bund beinahe aus den Händen und brummte barsch:

„Die sind für Sie nicht zu haben!“ Mann und Frau sahen sich an. Herr Lafeuille fühlte einen Nizel in der Nase, als er die feindselige Menge sah. „Mit wem haben's denn diese Leute?“ frug er sich. Und zu der Händlerin gewendet; „Warum antworten Sie so grob, wenn man Sie höflich fragt?“

„Grob?“... erwiderte die Verkäuferin, die durch die Menge ermutigt wurde. „Das ist gut genug für Euch!“

„Wissen Sie, daß der Friedensrichter auch gut genug ist, um die Beleidiger zu strafen?“

Das Weib brach in ein Gelächter aus: „Der Friedensrichter?... So geht doch zu ihm, liebstes Herrchen... Das redet vom Friedensrichter und sollte selber im Zuchthaus sitzen!... Hör mal, Lafeuille, bist du nicht frecher, als nur so?“...

„Warte!“ sagte Herr Lafeuille im Zorn, „diesmal will ich dir Anstand lehren!“

Er hob den Stock in die Höhe, und vielleicht hätte er damit den Rücken der Händlerin gestreichelt, als plötzlich die Menge in einen entsetzlichen Lärm ausbrach. Augenblicklich sah er sich vom Pöbel umringt und entwaffnet, und es wäre ihm schlecht ergangen, hätten nicht zwei Gendarmen sich einen Weg durch die Menge gebahnt und die zwei Eheleute befreit.

„Im Namen des Bürgermeisters,“ sagten die Diener des Gesetzes zu ihnen, „folgen Sie uns auf's Gemeindehaus!“

Frau Lafeuille klammerte sich zitternd an ihren Gatten.

„Gehen wir schnell!“ sagte ein Gendarm, „damit wir endlich erfahren, was das zu bedeuten hat.“

Herr Lafeuille sah ein, daß der Widerstand zwecklos gewesen wäre. Bleich vor Zorn folgte er den Gendarmen und strengte sein Gehirn an, um zu enträtseln, welch brutales Mißverständnis dieses Abenteuer provozieren konnte. Beim Gemeindehaus angekommen, sah er einen Augenblick um sich. Die Menge war den Gendarmen gefolgt, wohl 1500 Personen standen hinter ihnen.

Mit der Schärpe geschmückt, von zwei andern Gendarmen eskortirt und außerdem vom Gendarmerieobersten begleitet, erwartete der Bürgermeister die „Uebelthäter.“ Es gab beinahe eine Schlacht, als man dem Pöbel verbot, ins Volkshaus einzudringen. Jetzt konnte das Verhör beginnen.

Der Bürgermeister hielt es für gerathen, zuerst an Frau Lafeuille das Wort zu richten, — nicht aus Höflichkeit, sondern weil er sie als Frau für weicherziger hielt, die man also eher rühren oder fangen konnte.

Darum gebot er auch Herrn Lafeuille, der ärgerlich um Aufklärung dieser dummen Komödie verlangte, Schweigen zu beobachten und sich zu gedulden, bis man ihn fragen werde.

„Gnädige Frau,“ so redete der Bürgermeister nun Frau Lafeuille an, „können Sie mir vielleicht darüber Auskunft geben, was mit Fräulein Lafeuille, der Tante Ihres Gatten geschehen ist?“

„Meine Tante?...“ schrie die junge Frau erregt. „Mein Gott, nein, mein Herr! Ist ihr ein Unglück passiert?“

Der Bürgermeister warf dem Gendarmerieobersten einen Blick zu, der sagen wollte: „Seht, wie ungeschickt sie ist! Sie führt von selbst auf die Idee eines Unglücks!... Das ist der Schrei des Gewissens, Oberst, der Schrei des Gewissens!“

Ganz erbaut von seiner Geschicklichkeit, fuhr der wackere Bürgermeister fort:

„Ein Verbrechen ist begangen worden, gnädige Frau, eine scheußliche, geheimnißvolle, dunkle That!“

Der Bürgermeister liebte die Eigenschaftswörter, das machte Effekt in einer Rede.

„Ja, gnädige Frau. Und wenn wir, als die oberste Behörde dieser Stadt, Sie auffordern, dem Gerichte zu antworten, so geschieht dies in Erinnerung an den alten Spruch: „Sieh! wem das Verbrechen nützt!“

Wenn der Bürgermeister Bildung gehabt hätte, so hätte er ohne Zweifel diesen Spruch in lateinischer Sprache erwähnt. Aber es war kein Gebildeter; er verdankte sein Amt ausschließlich einem konsequenten Radikalismus und nicht seinen Kenntnissen in der Staatswissenschaft oder irgend einer andern Wissenschaft. Es war ein kleiner Apotheker aus der Gegend, der nur das Latein seiner Pökale verstand. Und auch da hätte ihm jeder Pergelaufene, so versicherten seine Berufskollegen, natürlich Rivalen! — noch Vieles lernen können.

Aber was lag daran! Ob lateinisch oder französisch — die Anrede schien auf das Ehepaar Lafeuille wie ein Blitzschlag zu wirken. Herr Lafeuille trat an den Tisch heran und sah dem Bürgermeister in die Augen, indem er sagte:

„Ich finde, daß der Spaß nun lange genug gedauert hat! Sagen Sie uns doch endlich, warum wir überhaupt angeklagt sind!“

„Nicht ich klage Sie an; es sind die Zeugen!“

„Welche Zeugen?“

„Gendarm, lassen Sie die Zeugen eintreten!“

Man holte den Tischler und den Metzgerburschen herein.

„Die Sache ist so,“ sagte der erstere: „Um zehn Uhr Nachts ging ich letzten Samstag durch das Gänsegäßchen hinter dem Garten der Lafeuille. Ich ging zu meinem Garten, der ganz am Ende ist bei der Hütte von Papa Engschlecht...“

„Eine seltsame Zeit, um in den Garten zu gehen!“ bemerkte Herr Lafeuille.

„Unterbrechen Sie den Lauf der Verhandlung nicht!“ schrie der Bürgermeister, der sich vermuthlich für den Vorsitzenden des Schwurgerichts hielt.

„Zeuge, warum gingen Sie zu so ungewohnter Stunde in den Garten?“

„Für mich gibt's keine ungewohnte Stunde mehr, seitdem man mir wiederholt Gemüse, Obst und selbst Kaninchen gestohlen hat! Da habe ich meinem Hund den Stall dorthin versetzt... Ich sage Ihnen, Herr Bürgermeister, das ist ein Kerl von Hoshund, er würde auf dem Rücken des Diebes einen guten Stempel zurück lassen... Da komme ich einmal, ganz anfangs, am Abend nach Hause; er erkennt mich nicht und stürzt auf mich los... Er hätte mir beinahe das Gesicht zerrissen!...“

„Zur Sache, Zeuge, zur Sache, diese Geschichten haben für uns keinerlei Bedeutung!“

„Keine Bedeutung? Wenn mir beinahe das Gesicht zerrissen wurde! Ihr habt da gut reden, Herr Bürgermeister!“

Ein stilles Lächeln schüttelte den Gendarm und selbst die Angeklagten. Der Metzgerbursch aber brach in ein helles Gelächter aus und mußte sich vom Bürgermeister zur Ordnung rufen lassen, der so ernst geblieben war, wie die Gerechtigkeit in Person.

„Gut! Und weiter... Was hatten Sie da im Garten zu schaffen um zehn Uhr Nachts?“

„Eh bien, ich mußte doch meinem Hund das Fressen bringen, nicht? Wenn ich will, daß mir das Thier mein Gütchen bewachen soll, muß ich's doch füttern, nicht wahr?“

„Es könnte ja vom Dieb fressen, das

wär'ne Ersparniß!“ plagte der unverbessliche Metzgerbursch heraus.

„Ein Gedanke, das! Du hast Wit, mein Junge!“ sagte der Tischler.

Der ungeduldige Bürgermeister schlug auf den Tisch. „Wir kommen nicht von der Stelle!“ schrie er, zum Metzger gewandt: „Leonhard, wenn du noch einmal ungefragt das Maul aufthust, laß' ich dich einstecken!... Und Sie, Zeuge, fahren Sie fort mit Ihrer Aussage, ohne Kommentar!“

„Also. Als ich der Mauer entlang ging, hörte ich Seufzer. Ich bleib' stehen, da hören die Seufzer auch auf. Ich gehe wieder fort, und da hör' ich's wieder, aber stärker. Ich sage mir: „Das ist doch komisch, so zu seufzen, bei so ruhigen Leuten!“ Und meiner Seel, ohne weiter darüber nachzudenken, gehe ich meines Wegs zum Garten. Als ich eine Viertelstunde später zurückkam, nachdem ich meinem Hund beim Fressen zugehört hatte, hörte man nichts mehr. Ich dachte nicht mehr daran und glaubte es nur mit Kagen zu thun zu haben, die auf einem Frühjahrsparcours begriffen waren, als man diese Geschichte von einem Verbrechen erzählte. Dann erinnerte ich mich wieder...“

„Ist das Alles, was Ihr wißt?“

„Gewiß, Herr Bürgermeister!“

„Gut, und du, Leonhard? Aber ernst bleiben, nicht wahr?“

„Oh... mein Herr, s'ist was dran, Sie werden sehen,“ sagte der Junge, indem sein Blick das Ehepaar Lafeuille streifte. „Ich hab' nicht schreien hören, aber, was schlimmer ist, ich habe gesehen...“

„Was hast du gesehen? Nun, so spreche!...“

„Ich habe Licht gesehen und sprechen hören im Garten Lafeuille. Ich war fürwizig und wollte wissen, wer um diese Stunde mit einer Kerze spazieren ging.“

„Um welche Stunde?“

„Es war zehn ein halb Uhr. Man hatte beim Patron arbeiten müssen, weil am andern Tag Sonntag war, und nun ging ich heim zu meinem Großvater Engschlecht, um zu schlafen...“

Schon vor einem Augenblick hatten Herr und Frau Lafeuille verständnißvolle Blicke

gewechselt, und Fran Lafeuille biß sich in die Lippen.

„Das Gewissen quält sie,“ dachte der Bürgermeister.

Der Gendarmieroberst aber drehte seinen Schnurrbart und dachte: „Diese kleine Fran scheint nicht übel Lust zu haben, laut aufzulachen.“

Der Metzgerbursch erzählte nun des Langen und Breiten von dem großen Loch, das zum Voraus hinter dem Kiosk gegraben war, auf einem Gartenland, wo entweder Kraut, oder Salat, oder sonst was wuchs... Gut hatte er's nicht sehen können, weil die Laterne nur spärlich leuchtete... Was er deutlich gesehen, war nur das Loch. Und mit schrecklicher Betonung redete er von dem langen, schweren Gegenstand, der ins Loch geworfen wurde, und von den zwei Eheleuten, die das Grab wieder auffüllten und mit den Füßen drauf stampften, um jede Spur des Verbrechens zu verwischen... Und bei dieser Erzählung hätte wenig gefehlt, daß Leonhard die Haare zu Berg standen.

Der Gendarmieroberst brachte die Aussagen zu Papier. Als man zu Ende war, fragte der Bürgermeister die beiden Angeeschuldigten:

„Eh hier, habt Ihr's gehört? Ihr wißt jetzt, warum man Euch anlagt!“

„Nein!“ erwiderte Herr Lafeuille. „Wir würden Ihnen Dank wissen, wenn Sie es uns sagen möchten.“

„Wie! Ihr versteht nicht? Das ist aber ein trüges Begriffsvermögen, wie es sich bei einem so gebildeten Manne gewöhnlich nicht findet... Kurz, das ist die nackte Thatsache! Fräulein Lafeuille, Ihre Erbtante, ist von Ihnen gemordet und Nachts im Garten vergraben worden... Das öffentliche Gerede klagt Sie an... Zeugen überführen Sie... Was haben Sie zu antworten?“

Herr Lafeuille zuckte die Achsel: „Ich würde nichts sagen, wenn wir am 1. April stünden. Nehmen Sie sich aber in Acht, mein Herr! Wenn Sie auch Bürgermeister sind, so kann es Ihnen doch theuer zu stehen kommen, wenn Sie ehrenwerthe Bürger belästigen.“

„Vertheidigen Sie sich, mein Herr! Beweisen Sie Ihre Unschuld!“

„Aber was soll ich denn antworten auf solche Dummheiten?“

„Leugnen Sie, daß Sie ein Loch in Ihrem Garten gegraben haben?“

„Warum sollte ich's leugnen?... Die Spur ist noch ganz frisch. Aber...“

Hier unterbrach ihn Madame Lafeuille plötzlich: „Laß mich reden!“ sagte sie und ergriff seine Hand.

Sie schaute dem Bürgermeister ins Gesicht mit jenem offenen Blick, dem die Ehre zu Theil geworden war, von Fräulein Colombe Kleinlich kritisiert zu werden. Und mit großer Sanftmuth, die ein so feiner Hohn verhüllte, daß ihn der Bürgermeister gar nicht bemerkte, sagte sie: „Herr Bürgermeister, mein Mann könnte Ihnen die Geschichte auseinanderlegen bis morgen, und Sie würden doch nichts daran verstehen. Uebrigens sind wir gesehen worden, das Leugnen wäre zwecklos. Befehlen Sie also, daß man unsern Garten untersuche!“

„Was? Du willst...“ fiel ihr Herr Lafeuille in die Rede, „Na, meinnetwegen!“

„Frau Lafeuille hat Recht!“ sagte der Bürgermeister erfreut über diese Wendung. Und, sich zum Gendarmen neigend, brummte er: „Sie ist beinahe geständig, sehen Sie!“

„Meine Meinung ist, wenn Sie nichts dagegen haben,“ erwiderte der Oberst, „daß sich die Frau über uns lustig macht!“

Man brachte die Lafeuille nach Hause unter strenger Bewachung. Nicht einmal die Magd durfte ungesehen mit der Herrschaft verkehren. Ihr Verhör sparte man für den andern Tag auf, wenn der telegraphisch benachrichtigte Gerichtshof zur Stelle war. Kein Auge schloß sich in dieser Nacht in Saint-Potin. —

Schon um 8 Uhr des andern Morgens stand der Gerichtshof da, bestehend aus dem Staatsanwalt, dem Gerichtschreiber und einem Arzt, welchen sich der Bürgermeister, der Feldhüter und der Gendarmieroberst anschlossen, und man begab sich ins Haus des Verbrechens. Zwei eigens herbeifelte Erdarbeiter erhielten den Befehl, den Grund aufzuwerfen an der Stelle, wo man noch

err!
auf
rem
pur
ille
er-
icht
zu
nbe
Ber
lte,
lte,
nn
er-
jts
en
en
er-
lle
er
g-
te
"
ts
ß
er
d
t.
n
)-
je
t-
s
n
d
,
t
s
e
o
9



Jemand hatte Licht bemerkt und gesehen, wie Herr und Frau Lafenille einen Gegenstand
in ein großes Loch hineinlegten.

frische Spuren einer Grube sah. Man war kaum drei Schuh tief, und schon schlug die Harke auf einen festen Körper.

„Aha, aha!“ ließ der Bürgermeister verlauten, die Angeeschuldigten betrachtend.

Herr Lafeuille sah mit einer gleichgültigen, gelangweilten Miene vor sich hin, während Frau Lafeuille, das Taschentuch vor dem Mund, den Blick auf den Grund der Grube richtete.

Soeben hatten die Harken den obern Theil einer aus weißem Holz gefertigten Kiste bloß gelegt.

„Seid vorsichtig beim Aufdecken von Kopf und Füßen!“ mahnte der Staatsanwalt.

Man grub hinauf und hinab. Aber man fand nichts.

„S'ist doch komisch!“ sagte einer der Erdarbeiter, „man sollte fast meinen, die Kiste hat nur ein Mittelstück!“

Schließlich kam eine alte, halb auseinandergefallene Lade zum Vorschein, in der Kerzen aufbewahrt worden waren.

„Was ist denn das?“ fragte sich der Staatsanwalt. „Sollten gar mehrere Verbrechen vorliegen?“ Und er dachte an alle mehr oder minder ekelhaften Geschichten von zerstückelten Leichen, wie man sie in den Sensationsblättern oft lesen kann.

Er fand nicht lange Zeit, darüber nachzudenken. Der Oberst hatte nämlich auf einen Knopf an der kleinen Kiste gedrückt, und der Deckel war aufgesprungen. Jedermann neigte sich vor, um desto besser zu sehen...

Auf einem dichten Bett von Sägemehl sah man den bereits in Verwesung übergangenen Leichnam einer mächtigen Angorafaze mit langem Haar — die Ueberbleibsel des Liebings im Hause...

„Ach ja!“ seufzte Frau Lafeuille, „dieser arme Lulu, den wir so gern hatten!... An einer Indigestion ist er verendet!“

Sie schwankte zwischen einem Rest von Behmut und einer unbezwinglichen Lust zum Lachen. Das letztere drang schließlich durch. Denn vor dem armen ausgegrabenen Lulu, der in einem elenden Zustande da lag, übel riechend und graufig entstellt, mit feuchten Haaren, die in Bündel zusammen klebten und mit Sägemehl überstreut waren, mit hängen-

dem Kopf und leeren Augen — davor standen jetzt mit offenem Mund die Gendarmen, der Maire, der Arzt, der Staatsanwalt und die Erdarbeiter verdutzt und beschämt und mit so entsetzlich verwirrten Gesichtern, daß selbst Herr Lafeuille lachen mußte.

„Ja, warum haben Sie den Fall nicht gleich aufgeklärt,“ schrie der Staatsanwalt wütend. „Warum haben Sie sich zu dieser zwecklosen, lächerlichen Komödie hergegeben?“

„Mein Herr,“ erwiderte Herr Lafeuille, „mein erster Gedanke war in der That, mich diesem Auftritt zu widersetzen, den Sie mit Recht zwecklos und lächerlich nennen. Aber meine Frau bedeutete mir, daß es so lange Leute geben würde, die an unsre Schuld glaubten, als ihnen die Beweise für unsre Unschuld nicht in die Augen sprängen, um so mehr, als sich unsre alte Tante in ihren Jahren nicht mehr dazu herbeilassen dürfte, die lange Reise noch einmal zu machen, einzig und allein, um das Vergnügen zu haben, sich in der Stadt zeigen zu können. Jetzt sah' ich's nicht ungern, wenn die ganze Stadt Saint-Potin an dieser Grube vorbeiziehen möchte. Selbstverständlich behalte ich mir vor, vom Herrn Bürgermeister Entschädigung zu verlangen, der sich nicht gescheut hat, sein Amt zu überschreiten und ehrliche Leute zu belästigen, nur um dem Böbel zu gefallen, obwohl es einzig und allein sein Recht und seine Pflicht gewesen wäre, eine Untersuchung zu veranlassen!“

Der Bürgermeister, ganz verwirrt über diese böse Wendung der Geschichte und im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit, stammelte eine Entschuldigung... Er bedauerte ungemein... Er hatte geglaubt... Als Wächter der öffentlichen Moral hatte er gemeint...

„So gehen Sie doch hin,“ unterbrach ihn Herr Lafeuille, „gehen Sie hin, und verkündigen Sie dem Volkshaufen, was Sie gesehen haben, ladet die Menge ein, selber zu kommen und zu sehen! Was aber Sie angeht — so drehen Sie Ihre Willen weiter, aber, wenn möglich, nicht so dick, daß man Böcke damit schießen kann!“

Der unglückliche Bürgermeister und Willenbreher drehte sich auf der Ferse um und ging hinaus, gefolgt vom Staatsanwalt, der, ohne Rücksicht zu nehmen, laut sagte: „S'ist un-

verzeihlich!... die Justiz, die Behörde eine so lächerliche Rolle spielen zu lassen!... Aber haben Sie denn Ihre Dummheit nicht gemerkt?"

Der Bürgermeister mußte durch die dicke Menge seiner Untergebenen schreiten, eine ganze Sintflut von Vorwürfen ging über ihn weg; kein Wort war ihm entgangen. Zu den Nächststehenden sagte er stammelnd:

"Geht, geht, jedermann darf eintreten!"

Niemals, nein niemals hatten sich die Bewohner von Saint-Potin so hinter's Licht führen lassen, niemals wird ihnen wohl dasselbe passiren! Frau Salzborn bekam die Selbstsucht davon, und die steckte Fräulein Colombe Kleinlich dermaßen an, daß die alte Klatschbase daran starb.

Tante Lafeuille aber, die ahnungslose Urheberin des ganzen Lärms, hatte damals einfach mit einem Abendzug ihre Heimat wiedergewonnen. Nefse und Nichte hatten sie an den Bahnhof begleitet, ohne durch die Straßen der Stadt zu gehen, eben durch jene Thür, die auf das Gänsegäßchen zog. Der Zufall wollte, daß sie keine lebende Seele getroffen hatten, so daß ihr Scheiden ganz unbemerkt geblieben war.

Als der Bürgermeister dies erfuhr, kam ihm, zu spät, eine geniale Idee ein. Er schlug sich an die Stirn und sagte:

"Dummkopf, der ich bin! Ich hätte doch vor allem, ehe ich die Lafeuille verhaften ließ, über das Weggehen der Tante Auskunft verlangen sollen!"

Das wäre in der That das Einfachste gewesen. Da er aber nicht zeitig daran gedacht hatte, stand der Bürgermeister von Saint-Potin seit jenem Tage im Rufe des dümmsten und bornirtesten Menschen von ganz Frankreich und Navarra, — was aber nicht verhinderte, daß er bei den nächsten Wahlen wiedergewählt wurde!

Paul Georges.

Zutreffend. — Kunde: "Was ist denn das für ein dickes Buch?" — Weinhändler: "Darin mache ich fortlaufende Einträge über Bestand und Beschaffenheit meiner Weine!" — Kunde: "Also ein sogen. — Taufregister!"

Wie das Meer salzig wurde.

Ist euch bekannt die hübsche Märe'
Vom bösen Zwerg und seiner Mühle?
Er wohnte fern am blauen Meere,
Wo ständig herrscht des Sommers Kühle.



Die Mühle mahlte Tag und Nächte
Bald Frucht, bald Salz; da gab's kein Raften.
Der Müller hatte viele Knechte,
Die, gram der Härte, ihn verhaßten.



Einst sprach er abends spät: „Gesellen!
Ein Schifflein Salz wird noch gemahlen;
Am Morgen schwimm es auf den Wellen:
Die Käufer werden gut bezahlen.“



Ein großes Schiff ward eingeladen,
Die Knechte dachten wohl zu schlafen;
Da rief der Zwerg: „Ihr bringt mir Schaden!
So steuert ihr nicht aus dem Hafen.“



Rasch! Füllt den ganzen Raum im Schiffe.“
Da wurde viel zu viel gefrachtet;
Die Ladung sank am ersten Riffe,
Da nicht der Schwere ward geachtet.



Und in den tiefen, raschen Fluten
Verschmolz das Salz nach vielen Stunden;
Drum wird seitdem, ihr könnt's vermuten,
Das Weltmeer salzig stets gefunden.

Ludw. Ohl.